A 000 752 268 3
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Meine Rechtfertigung

Ein nachträgliches Wort zum Dresdner Parteitage

von

Franz Mehring

Zweite Auflage

Preis 25 Pfennige

431

Leipzig 1903
Druck und Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft.

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SAN DIEGO

Meine Rechtfertigung

Ein nachträgliches Wort zum Dresdner Parteitage

von

Franz Mehring

Heute, wo ein schamloser Streich gegen Sie geführt wurde, will ich nicht säumen, Ihnen meine aufrichtige und hohe Bewunderung auszusprechen für die publizistische Genialität, mit der Sie die Sache der Freiheit verteidigt haben. Auch für Sie gilt sicher Freiligraths Wort:

Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder.

Heinrich Braun an Franz Mehring
19. März 1889.

Leipzig 1903

Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft.

X60945

Vorbemerkung.

Am 6. September d. J., acht Tage vor dem Beginn des Dresdner Parteitags, reiste ich nach Leipzig, um in die Lücken einzuspringen, die durch die Verhaftung dreier Redakteure, die Erkrankung eines vierten und den aus gesundheitlichen Rücksichten unaufschiebbaren Urlaub eines fünften in die Redaktion der Leipziger Volkszeitung und ihrer Kopfblätter gerissen waren. Dem Parteitage beizuwohnen, war meine Absicht nicht, doch erhielt ich, kurz vor seinem Zusammentritt, von verschiedenen Seiten dringende Aufforderungen, nach Dresden zu kommen, da ein großer Schlag gegen mich geplant werde. Mein Freund und Kollege Jaeckh gab bereitwillig seine Erholung preis, um mir die Reise nach Dresden zu ermöglichen, wo ich am 14. September, dem ersten Verhandlungstage des Parteitags, um Mittag eintraf. Gleich die erste Rede, die Heinrich Braun über die Mitarbeit von Parteimitgliedern an der bürgerlichen Presse hielt, überzeugte mich von der Richtigkeit der mir zugegangenen Warnungen, und nachdem sich die zweitägige Debatte abgespielt hatte, die aus den Berichten über den Parteitag bekannt ist, gab ich folgende Erklärung ab:

Am vorigen Sonnabend erhielt ich von mehreren Genossen die Nachricht, „Kommen Sie nach Dresden, es wird ein großer Koup gegen Sie geplant." (Unruhe.) Dieser Koup hat sich enthüllt als einer jener Ueberfälle, die bisher ein unbeneidetes Vorrecht literarischer Bourgeoiskliquen waren, als einer jener Ueberfälle, für die aus sicherem Hinterhalt Wochen und Monate lang die Waffen geschmiedet werden, um einen wehrlosen Mann zu erschlagen. (Zurufe: Oho! Wehrlos?) Ich nenne mich nicht in sentimentalem Sinne einen Wehrlosen, aber ich bin wehrlos in zweierlei Beziehung. Seit Wochen und Monaten ist bis auf fünfundzwanzig und mehr Jahre zurück das Material zusammengeschleppt worden, um mich zu verdächtigen; darauf kann ich das Gegenmaterial nicht in zwei oder drei Tagen beschaffen. Ferner läßt sich in einer Minute mehr Klatsch zusammentragen, als sich in einer Stunde widerlegen läßt, und wenn ich auf alles erwidern wollte, was in diesen Tagen gegen mich vorgebracht worden ist, so müßte ich die Zeit des Parteitages für zwei oder drei Tage beanspruchen. Ich werde auf jeden Punkt der vorgebrachten Anklagen antworten, ich werde die Verleumdungen niederschlagen, dieselben, die ich schon in meiner Broschüre Kapital und Presse, in meiner Broschüre gegen Harden niedergeschlagen habe, denn es sind ja dieselben alten Geschichten (Sehr richtig!), dieselben Niederträchtigkeiten, die von andern schon früher vorgebracht worden sind, während die Leute, die sie jetzt vorbringen, vergessen haben, zu sagen, daß sie schon früher von mir widerlegt worden sind. Ich werde darauf antworten, aber augenblicklich — — (Zuruf: Brief über Schoenlank!) Auch der Punkt mit Schoenlank, von dem Bebel sagte, er könne ihn mir nicht verzeihen, auch diesen Punkt habe ich in meiner Broschüre gegen Harden schon vor mehr als vier Jahren aufgedeckt, und es ist eine Perfidie

ohnegleichen, wenn hier verheimlicht worden ist, daß ich ihn schon aufgedeckt habe. Ich habe zu niemandem ein Hehl daraus gemacht, daß ich vor mehr als zwanzig Jahren schwere, maßlose, ungerechte Vorwürfe gegen die Partei gerichtet habe. Wenn ich mich bei besserer Erkenntnis an die Partei herangedrängt und die Partei mir erklärt hätte, sie wolle nichts von mir wissen, so hätte ich das vollkommen in der Ordnung gefunden. Ich habe mich aber nicht an die Partei gedrängt; ich habe noch keine einzige Zeile für die Partei geschrieben, zu der ich nicht von berufener Seite aufgefordert worden wäre. Wer meine Parteitätigkeit schlagen will, der trifft die ersten Parteiinstitute, trifft die oberste Parteibehörde, die Parteiverlage in Berlin, Leipzig, Dresden, Nürnberg und Stuttgart, den Parteivorstand, der mir den Auftrag erteilt hat, den literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle herauszugeben. Während mir also die berufenen Parteiinstanzen die ehrenvollsten Aufgaben übertragen haben, tobt sich hier seit drei Tagen ein Ueberfall aus, der an feiger, schmutziger Perfidie in der Geschichte der verfaultesten Gesellschaftsklassen seinesgleichen sucht und der nach den Erfolgen des 16. Juni diesen Parteitag diskreditiert, ich hätte beinahe gesagt prostituiert (Große Unruhe). Ich erkläre deshalb hiermit, daß ich meine Tätigkeit für die Neue Zeit und die Leipziger Volkszeitung einstelle (Bravo!) bis die berufenen Parteiinstanzen, die die Anklagen gegen mich gehört haben und sie prüfen können, mich wieder dazu auffordern. (Lebhafter Beifall.)

Das Versprechen, das ich in dieser Erklärung gegeben habe, löse ich auf den nachfolgenden Blättern ein.

Steglitz-Berlin, den 16. Oktober 1903.

F. M.

Eine grobe Fälschung.

Die Rede Heinrich Brauns, mit der das gegen mich geschmiedete Komplott auf dem Parteitag zu explodieren begann, baute sich auf einer groben Fälschung auf. Der Arme Teufel aus der Oberlausitz, ein von Edmund Fischer herausgegebenes Parteiblatt, hatte am Vorabend des Parteitags einen wüsten Schmähartikel gegen mich veröffentlicht, auf den ich in einer, in der Leipziger Volkszeitung vom 12. September veröffentlichten Erklärung antwortete. Ich sagte darin:

> Es ist vollkommen richtig, daß ich in einer Schrift, die nunmehr vor gerade einem Vierteljahrhundert zum letztenmal in dritter Auflage erschien, die Partei heftig und ungerecht angegriffen habe. Durch die Handhabung des Sozialistengesetzes bin ich dann zu anderer Ansicht gekommen **und seit mindestens zwanzig Jahren, seitdem ich 1883 mit der Berliner Volkszeitung erst als Mitarbeiter und von 1885 ab als Chefredakteur in Verbindung getreten war, mit äußerster Energie und Konsequenz für die Interessen der verfolgten Sozialdemokratie eingetreten.**

Es ist klar, daß ich damit meine Gesinnungsänderung in das Jahr 1883 verlegte; ich hätte sie, wie ich mich inzwischen vergewissert habe, auch schon in die Jahre 1882 und selbst 1881 verlegen können. Aber gleichviel: um mich als Lügner hinzustellen, verlas Heinrich Braun den oben zitierten Satz nur bis zu den fett gedruckten Worten, folgerte daraus, daß ich behauptet hätte, schon im Jahre 1878, durch den Erlaß des Sozialistengesetzes, bekehrt worden zu sein, während ich noch im Jahre 1880 in der Gartenlaube die Partei bekämpft hätte, und schloß an diese grobe Fälschung folgende, jedes Schmierenkomödianten würdige Tirade:

> Als literarische Persönlichkeit gleichen Sie einem in Erz gewappneten Ritter, der unverwundbar scheint, an dem alle Fechterkunststücke vergeblich abprallen. Und doch ist diese Rüstung, in die Sie sich einhüllen, nicht aus Eisen, sondern aus Pappe, und mit Eisenfarbe bloß überstrichen. Ein paar wuchtige Hiebe, und hinter dieser Rüstung erscheint nicht der reuige Sünder, den Sie jetzt vorspielen, sondern in schlotternder Angst ein gar nicht bußheiliger Sünder. Sie leben allein von der Lüge (Große Unruhe).

Um „alle Fechterkunststücke" und „ein paar wuchtige Hiebe" des Heinrich Braun „abprallen" zu lassen, bedarf es weder einer eisernen noch einer pappenen Rüstung; es genügt, seine infame Fälschung aufzudecken.

Noch eine grobe Fälschung.

Heinrich Braun ist ein praktischer Mann, der nicht leicht etwas umkommen läßt. Am 14. September eskamotierte er den oben fett gedruckten Satz, um zu beweisen, daß ich von der Lüge lebe; am 16. September holte er ihn wieder hervor, akkompagniert von seinem Spießgesellen Bernhard, um abermals zu beweisen, daß ich von der Lüge lebe. Beide Komplotteure behaupteten nämlich, ich hätte in diesem Satze gelogen, daß ich von 1885 ab Chefredakteur der Berliner Volkszeitung gewesen sei. Als Beweis verlas Bernhard aus meiner Streitschrift: Kapital und Presse, in der ich mein Verhältnis zur Berliner Volkszeitung in allen Einzelheiten auseinanderzusetzen veranlaßt war, einige Sätze, worin ich ausführe, daß mir von 1885 bis 1889 die politische Leitung des Berliner Blattes zugefallen sei, obgleich ich nur ein geringes Jahrgehalt als Redakteur bezogen hätte und meine Beiträge für die Zeitung wie die Beiträge jedes andern Mitarbeiters honoriert worden seien. „Er hat also gelogen, er war nicht Chefredakteur der Berliner Volkszeitung", schrieen die Bernhard und Braun voll pathetischer Entrüstung. Die Tragikomik dieses Pathos liegt aber darin, daß die Biedermänner mich als Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung hängen wollten, an der ich von Ostern 1902 bis zu meiner Resignation auf dem Dresdner Parteitage genau dieselbe Stellung inne gehabt habe, wie in den Jahren 1884 bis 1889 bei der Berliner Volkszeitung.

Das Souper bei Hiller.

Meine Schrift gegen die deutsche Sozialdemokratie erschien in dritter und letzter Auflage zu Weihnachten 1878, meine Aufsätze in der Gartenlaube, die gewissermaßen ein Auszug aus dieser Schrift waren und auf den dringenden Wunsch der Redaktion geschrieben wurden, erschienen 1879 und 1880. Bekanntlich war die Gartenlaube damals das verbreitetste Unterhaltungsblatt in Deutschland, was Heinrich Braun als wahrheitsliebender Mann so ausdrückte, daß ich „wie ein Fuchs die Spuren meiner Tätigkeit verwischt" hätte.

Dann wurde ich durch die Handhabung des Sozialistengesetzes bekehrt und habe in der Weserzeitung, deren Berliner Korrespondent ich war, von 1881 und 1882 ab die Verteidigung der verfolgten Partei übernommen. Natürlich vollzog sich diese Gesinnungsänderung allmählich, und ein genaues Datum kann ich für sie nicht angeben, zumal da ich hier keine Gelegenheit habe, die alten Jahrgänge des Bremer Blattes einzusehen. Durch diese Korrespondenzen, die sehr häufig von der Berliner Volkszeitung nachgedruckt wurden, kam ich dann in Verbindung mit diesem Blatt, für das ich vom Frühjahr 1884 ab — nicht 1883, wie ich in der Leipziger Erklärung vom 12. September mit einem beiläufigen Gedächtnisfehler angegeben habe — meine Tätigkeit begann. In der Berliner Volkszeitung setzte ich den Kampf gegen das Sozialistengesetz mit verstärkter Kraft fort, zumal als mir die politische Leitung des Blattes zufiel, nachdem der bisherige Chefredakteur Phillips im November 1885 schwer erkrankt und im Januar 1886 gestorben war.

Aus meinem Kampfe gegen das Sozialistengesetz ergaben sich alsbald manche Berührungen mit der sozialdemokratischen Partei; von den verfolgten Arbeitern wurden mir mündlich und schriftlich häufig Wünsche zugetragen; auch gehörte Hasenclever zu den ständigen Mitarbeitern der Volkszeitung.

Allein darüber hinaus habe ich von 1884 bis 1887 sorgfältig jede Berührung mit der Partei vermieden; ich wollte das Unrecht, das ich begangen hatte, aus dem freien Triebe meines Gewissens gut machen; ich wollte auch den Schein vermeiden, als beanspruchte ich irgend welche Anerkennung für das, was ich um meinetwillen tat.

In dies mein Stillleben trat nun mit der ganzen Würde, die ihn schmückt, Heinrich Braun. Als er seine erste Rede in Dresden herabgedröhnt hatte, fragte mich Bebel: Seit wann kennen Sie Braun? Ich antwortete: Seit 1887, ich glaube, schon seit 1886. Darauf bot Heinrich Braun in seiner zweiten Rede wieder seine sittlichste Entrüstung auf, um zu erklären, daß ich ein Lügner sei. Nun wohl, im Jahre 1886 ist Heinrich Braun nicht persönlich bei mir gewesen, aber im Dezember dieses Jahres erhielt ich von Frau Josefine Braun, in ihrem und ihres Mannes Namen, ein feuriges Huldigungsschreiben, begleitet von einem Artikel über Gewinnbeteiligung, den sie in der Neuen Zeit veröffentlicht hatte. Das geschah zu einer Zeit, wo ich von Heinrich Braun genau so viel wußte, wie vom Mann im Monde.

Dann hat Heinrich Braun vor dem Dresdner Parteitag in krampfhaftester Weise gegen den Genossen Bebel bestritten, daß er mich eher aufgesucht habe, als bis er mich mit Zustimmung Bebels und Singers zu einem Souper bei Hiller einlud. Es war eine letzte und immerhin anerkennenswerte Regung von Scham in diesem Menschen, daß er vor dem versammelten Parteitage nicht gestehen mochte, einmal die Gastfreundschaft des Mannes, den er aus feigem Hinterhalte zu meucheln sich anschickte, gesucht und gefunden zu haben. Lieber versuchte er, dem Parteitage das unsinnige Märchen aufzubinden, er sei plötzlich als wildfremder Mann auf der Redaktion der Berliner Volkszeitung erschienen, um mir zu sagen: Hören Sie mal, Bebel und Singer wollen heute mit Ihnen zu Abend essen.

In der Tat erschien Heinrich Braun zum ersten Male bei mir, in meiner Privatwohnung Derfflingerstraße 23, um den 20. Oktober des Jahres 1887 herum. Ich sage: um den 20. Oktober herum, eher ein paar Tage später als früher, wie ich aus Briefen ersehe, die sich auf seinen ersten Besuch beziehen. Ich füge gleich hinzu, daß Heinrich Braun dann jahrelang in meinem Hause verkehrt hat. Ich bin glücklich, sagen zu können, daß ich nie sein Gast gewesen bin, aber er ist oft mein Gast gewesen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß er bei seiner dummdreisten Manier, sich um ungelegte Eier zu kümmern und seine Nase in Dinge zu stecken, die ihn in aller Welt nichts angehen, ein übermäßig willkommener Gast gewesen wäre, aber so oft er kam, ist er gastfreundlich von meiner Frau und mir empfangen worden. Hatte ich doch auch an ihm den glühendsten Bewunderer, den ich je gehabt habe, es sei denn, daß ihm Herr Maximilian Harden und der Redakteur Eisner vom Vorwärts den Rang streitig machen. In welchen Tönen höheren Lobgesanges damals Heinrich Braun von mir zu singen pflegte, mag folgende Hymne zeigen, die er am 10. Oktober 1890 in der Wiener Arbeiterzeitung anstimmte:

> Ist es doch Mehring gewesen, der in den schlimmsten Zeiten der Verfolgung durch das Sozialistengesetz in der bürgerlichen Presse der einzige Publizist war, der mit einem Mute und mit einer geistigen Energie ungewöhnlicher Art für unsere Partei eintrat, und da Mehring ein Publizist ersten Ranges ist, so wog sein in der Volkszeitung geführter publizistischer Feldzug mehr, als das Eintreten eines Dutzend anderer Blätter bedeutet hätte. Mehring ist es auch gewesen, der mit rücksichtsloser Kühnheit gegen das Bismarcksche Regime auftrat, zu einer Zeit, als es in der Blüte seiner Macht stand und, wie das zeitweilige Verbot der Volkszeitung bewies, setzte er dabei sein Blatt wie seine eigene Existenz furchtlos aufs Spiel. Dieses mannhafte Eintreten für die Sache der Freiheit und für das Recht Verfolgter und Unterdrückter wurde den bürgerlichen Kreisen mehr und mehr unheimlich, und sie wandten daher bei den

Bourgeois, denen die Volkszeitung gehört, alle Mittel an, um den gefährlichen Publizisten unschädlich zu machen. Jetzt ist es ihnen geglückt. Mehring hat seine Entlassung, und mit ihm zugleich verläßt der charaktervolle Redakteur Ledebour, der sich mit Mehring solidarisch erklärte und neben jenem der einzige Publizist von Befähigung in der Redaktion der Volkszeitung ist, das Blatt.

Genug also: um den 20. Oktober 1887 herum suchte mich Heinrich Braun zum ersten Male und zwar in meiner Wohnung auf. Er führte sich unter Berufung auf den feurigen Huldigungsbrief seiner Frau ein, forderte mich zur Mitarbeit an einer Zeitschrift auf, die er zu gründen gedachte — ich glaube, es war das Archiv für soziale Gesetzgebung oder wie das Ding hieß, für das ich nie eine Zeile geschrieben habe, so wenig wie für irgend eine andere publizistische Gründung des Braun —, zeigte mir einen Brief des Statistikers Ernst Engel, worin dieser sich sehr wohlwollend über mich ausließ, und ermunterte mich namentlich heftig, mit Bebel und Liebknecht und Singer persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, weshalb mir eine solche Verbindung unratsam erschien, doch wollte er meine Einwände nicht gelten lassen: mit Hasenclever stände ich ja schon in kollegialer Beziehung, ich hätte längst gut gemacht, was ich gegen die Partei gefehlt hätte und so weiter. Speziell von Singer sagte er, daß dieser sich allerdings auf dem Kongreß von St. Gallen noch höhnisch über die Stellung ausgelassen habe, die ich in der Volkszeitung zu dem bekannten Beschluß einnehmen würde, wonach auch bei Stichwahlen zum Reichstag freisinnige Kandidaten nicht unterstützt werden sollten, aber er, Braun, habe sofort meine Partei genommen und mit Singer gewettet, daß ich den Beschluß billigen würde; diese Wette habe er ja nun auch glänzend gewonnen. Ob Braun mir damals schon gesagt hat, der Gegenstand der Wette sei ein Souper, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hat er mich aber bei seinem ersten Besuche nicht zu diesem Souper eingeladen, was sich schon dadurch verbot, daß Singer aus Berlin ausgewiesen war.

Dann reiste Braun, soviel ich mich erinnern kann, nach Wien oder sonst wohin. In der Mitte des Dezember kam er wieder zu mir, diesmal auf die Redaktion der Volkszeitung, um mir mitzuteilen, nachdem die Reichstagssession die Rückkehr Singers nach Berlin ermöglicht habe, solle die Wette ausgetragen werden; er habe den Auftrag, mich zu einem Souper bei Hiller einzuladen. Ich habe auch jetzt noch meine Bedenken geltend gemacht, aber Heinrich Braun erklärte, Bebel und Singer wünschten meine Anwesenheit bei dem Souper, um mir ihre Anerkennung für die Dienste auszusprechen, die ich in der Volkszeitung den verfolgten Arbeitern leiste. Daß diese Form der Einladung von Braun erlogen war, habe ich erst durch Bebel in Dresden erfahren; in dem guten Glauben, daß sie wahr sei, ging ich zu dem Souper.

Der Fall Hasenclever.

Neben der Lüge, daß ich die Artikel in der Gartenlaube vor ihm und andern verheimlicht haben soll, brachte Heinrich Braun den Haupttrumpf vor, ehe ich diese Artikel geschrieben hätte, sei ich schon einmal Parteimitglied gewesen. Als Beweis dafür zog er eine Rede an, die Hasenclever am 17. April 1880 im Reichstage gehalten hat, und zwar folgende Sätze:

> Für die Neue Welt, ein Blatt, das in der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig erscheint und vor mehreren Jahren gegründet wurde, wurde nach einem Jahre seines Bestehens ein neuer Redakteur gesucht, und weil Herr Franz Mehring, den wir näher kannten, eine leidliche Broschüre geschrieben, auch einen guten Stil hat, ein guter Feuilletonist ist, wie ich gern anerkenne, so hatten wir

mit ihm eine Besprechung und fragten ihn, ob er vielleicht Lust habe, die Redaktion der Neuen Welt zu übernehmen. Er war nicht abgeneigt, aber wir konnten bei unseren bescheidenen Verhältnissen ihm nicht mehr geben als 800 Taler jährlich; das war ihm zu wenig, er sprach von 1000 Talern; diese konnten und mochten wir ihm nicht zahlen. Als wir so auseinandergingen, wurde Herr Mehring bald darauf Sozialistentöter.

Zunächst wird durch diese Auslassung Hasenclevers die Lüge Heinrich Brauns, daß ich vor den Artikeln der Gartenlaube Parteimitglied gewesen sei, in keiner Weise bestätigt; Hasenclever sagt nur, daß „wir" mich „näher gekannt" hätten. Diese „Wir" waren genau genommen Bebel und Liebknecht, mit denen ich durch meinen alten Lehrer Guido Weiß bekannt geworden war, wie das Bebel in Dresden geschildert hat. An Guido Weiß, der meines Erachtens zu den feinsten Stilisten in der Literatur des 19. Jahrhunderts gehört, war ich von der ästhetisch-literarischen Seite gekommen; als Mitredakteur bin ich an seiner Zukunft von 1869 bis 1871 und als Mitarbeiter an seiner Wage von 1873 bis 1876 tätig gewesen; in der Zwischenzeit war ich, zusammen mit Leopold Jacoby, Mitarbeiter des Oldenbergschen Reichs- und Landtagsberichts. In der Wage von Weiß habe ich dann auch die Aufsätze gegen Treitschke veröffentlicht, die in Dresden von Bernhard und Braun gegen mich ausgespielt wurden. Als im Sommer 1875 die literarische Fehde zwischen Treitschke und Schmoller entbrannte, sprach ich einmal mit Guido Weiß davon, in dem Sinne, daß Treitschke eigentlich schon von jedem Arbeiter widerlegt werden könne. Weiß meinte: Schreiben Sie mir doch ein paar solche Artikel für die Wage, und das habe ich getan; die Artikel, die im Sommer 1875 von der Wage veröffentlicht wurden, begannen gleich mit der Erklärung, daß sie nicht mehr enthalten sollten, als was „Tausende von sozialistischen Arbeitern ebenso gut sagen könnten". Sie fanden einigen Beifall, und ich war ganz damit einverstanden, daß die Leipziger Genossenschaftsbuchdruckerei sie als Broschüre nachdruckte; ich habe sie für diesen Zweck auch noch überarbeitet und erweitert, natürlich aber keinen Pfennig Honorar für den Nachdruck beansprucht. Die Broschüre ist heute schon eine bibliographische Seltenheit geworden; im Antiquariatshandel wird sie mit 3 Mark notiert, bei einem ursprünglichen Preise von 20 oder 30 Pfennigen. Ich darf sie deshalb nicht als bekannt voraussetzen; immerhin glaube ich aber sagen zu können, daß Genosse Bebel sie allzu hoch taxierte, wenn er sie in Dresden „glänzend" nannte. Meines Erachtens hat Hasenclever sie richtiger eingeschätzt, wenn er meinte, es sei eine „leidliche Broschüre", die ein „guter Feuilletonist" verfaßt habe. Ich habe sie neulich, seit ein paar Jahrzehnten zum ersten Male wieder, durchgesehen und finde, daß sie der wissenschaftlichen Gedankenwelt des Sozialismus noch vollkommen fernsteht. Sie trumpft eben nur, gleichviel mit welchem Maße von Witz, die ordinären Philistervorurteile gegen die moderne Arbeiterbewegung ab, zu deren Echo sich Treitschke gemacht hatte.

Etwa zur selben Zeit, wo diese Broschüre erschien, teilte mir wieder Guido Weiß eines Tages mit, Liebknecht habe ihn gebeten, mich zu sondieren, ob ich die Redaktion der Neuen Welt, die bekanntlich ein Unterhaltungsblatt war, übernehmen wolle; mehr als 500 Taler Redaktionsgehalt könne aber nicht gezahlt werden. Weiß meinte auf meine Bitte um Rat, die Sache habe ihr Für und Wider; ich könne ja aber eine zunächst unverbindliche Rücksprache nehmen. Diese Rücksprache hat dann im Berliner Rathauskeller stattgefunden; zugegen waren Hasenclever, Hasselmann, wenn ich mich recht entsinne, auch Geib, und noch einige andere, deren Namen mir entfallen sind. Ich kann heute nach 28 Jahren nicht mehr den Inhalt der Unterredung rekonstruieren; wessen ich mich mit Bestimmtheit noch entsinne, war die überaus feindselige Haltung, womit Hasselmann mir entgegentrat, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten und zum letzten Male gesprochen habe.

Ob auch die Gehaltsfrage diskutiert worden ist, weiß ich nicht mehr; daß ich der Partei abwendig geworden sein soll, weil sie eine mir ohne jedes Zutun von meiner Seite angebotene Stellung nicht um ein paar hundert Mark höher dotieren wollte als ich angeblich wünschte, überlasse ich jedem zu glauben, der an diesem Glauben sein Vergnügen hat.

Besäßen die Leute, die wie Bluthunde auf meiner Fährte bis auf ein Menschenalter zurück gejagt sind, um mich zu meucheln, auch nur eine Spur von Loyalität, so hätten sie in dem Parteitagsprotokoll von 1876 finden können, was mich damals mit der Partei auseinander gebracht hat, der ich zwar nicht angehört, aber doch nahe gestanden hatte. Kayser und Most erklärten mich damals in der Berliner Freien Presse für ein bewußtes, Liebknecht im Leipziger Volksstaat wenigstens für ein unbewußtes Werkzeug der Reaktion, weil ich bei dem Kriege, der in jener Zeit von andern und mir gegen die Gründerpresse geführt wurde, auch gegen ein demokratisches Blatt vorgegangen war. Ich bin heute längst dem Irrtum entwachsen, als ob man der kapitalistischen Korruption an den Leib kommen könne, wenn man ihre konkreten Auswüchse auszurotten sucht, aber in den konkreten Fällen habe ich Recht gehabt. Das erste Unrecht ist mir damals durch die Partei zugefügt worden, so wenig ich damit das größere Unrecht verteidigen oder auch nur beschönigen will, das ich ihr zugefügt habe.

Ich habe schon die geistvolle Ansicht des Braun zurückgewiesen, daß ich „wie ein Fuchs meine Spuren verwischt haben" soll, weil ich in dem gelesensten Blatte der deutschen Unterhaltungsliteratur unter meinem Namen einige Artikel gegen die Sozialdemokratie veröffentlicht hatte. Brauns Behauptung, daß er diese Artikel erst seit wenigen Wochen kenne, war eine Unwahrheit, wie ihm Bebel in Dresden auf den Kopf zusagte; wie mit Bebel, so hat Braun auch mit mir im Jahre 1887 über diese Artikel gesprochen. Ob er auch von der Rede Hasenclevers damals schon gewußt hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Heinrich Braun sagte darüber am 16. September in Dresden:

> Ich behaupte, daß ich die Artikel in der Gartenlaube und die Rede Hasenclevers erst vor einigen Monaten kennen gelernt habe. Der Genosse, der mich darauf aufmerksam gemacht hat, ist hier im Saale. Wenn es gefordert wird, erwarte ich, daß seine Loyalität ihn veranlaßt, sich zu nennen.

Wenn dieser unbekannte Gönner — es ist beiläufig der Redakteur Eisner vom Vorwärts — den Heinrich Braun auf die Artikel in der Gartenlaube aufmerksam gemacht hat, so hat er sich überflüssige Mühe gegeben, denn die kannte Braun schon, aber mit der Rede Hasenclevers mag er allerdings den Wissensschatz seines Freundes bereichert haben.

Jedoch ist damit der Fall Hasenclever noch nicht erledigt, weder für Heinrich Braun, noch für mich. Ich sagte schon, daß Hasenclever unter meiner Chefredaktion ständiger Mitarbeiter der Berliner Volkszeitung gewesen sei. Ich überkam ihn als solchen von meinem Vorgänger Phillips, der mit Hasenclever persönlich befreundet war. Phillips hatte mir wiederholt gesagt, wie viele Scherereien er mit dieser Mitarbeit unter dem Sozialistengesetz habe; die Aktien der Volkszeitung waren durch Erbgang und andere Verhältnisse in den Besitz nationalliberaler oder noch weiter nach rechts stehender Kapitalisten gelangt, die zwar mit tausend Freuden die bürgerlich-demokratische Haltung des Blattes genehmigten, da es dabei prosperierte, aber die desto argwöhnischer gegen alles waren, was die Zeitung dem Henkerbeile des Sozialistengesetzes nahe bringen konnte. Phillips meinte aber, er müsse Hasenclever halten, der gerade unter dem Sozialistengesetz auf diese Mitarbeit angewiesen sei. Ich übernahm dann die Erbschaft mit all ihren Scherereien von Phillips, obgleich das Motiv persönlicher Freundschaft für mich fortfiel. Etwa nach Jahr und Tag, nicht lange vor seinem Tode, kam Hasenclever zu mir und sagte mir:

Ich hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie mich absägen würden, und ich hätte natürlich kein Wort darüber verloren. Aber da Sie nun schon so lange meine Beiträge aus freien Stücken aufnehmen, so danke ich Ihnen, und wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen. Darauf gaben wir uns die Hand und die Sache war abgetan.

Alles das wußte Heinrich Braun. Als er das erstemal bei mir war, suchte er mich gerade auf die Mitarbeit Hasenclevers hin zur persönlichen Anknüpfung mit Bebel, Liebknecht und Singer zu bewegen. Heinrich Braun wußte, daß Hasenclever in den Tagen des Sozialistengesetzes meine Hilfe als die Hilfe eines Freundes angenommen hatte. Heinrich Braun wußte, daß Hasenclever versöhnt mit mir gestorben war.

Und nun braucht ihm nur irgend ein gefälliger Kumpan die Rede Hasenclevers vom 17. April 1880 in die Hand zu stecken, und der Grabschänder schleudert sie wider besseres Wissen und für ehrabschneiderische Zwecke, mit seinem ganzen Schmierenpathos, dem Parteitag ins Gesicht.

Eine dritte grobe Fälschung.

Nach diesen Leistungen des Braun fiel seine letzte, gegen mich gerichtete Tirade etwas ab. Er sagte:

> Bebel wird sich erinnern, wie eindringlich ich ihm gesagt habe, wie sehr es dem Gefühle der Parteigenossen widerspricht, — und Viktor Adler hat sich in der Wiener Arbeiterzeitung ähnlich geäußert —, daß gerade dieser Franz Mehring der Herausgeber des Nachlasses von Marx und Lassalle geworden ist.

Wenn ich der Herausgeber des Nachlasses von Marx und Lassalle geworden bin, so verdanke ich das nicht irgend welcher Patronage von irgend welcher Seite, sondern meiner Arbeit und meinem Fleiße. Ich war der einzige Schriftsteller nicht nur der deutschen, sondern auch der internationalen Sozialdemokratie, der die Schriften von Marx und Engels speziell aus den vierziger, und die Briefe Lassalles an Marx und Engels speziell aus den fünfziger Jahren in einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Weise herausgeben konnte. Hätte Heinrich Braun in den fünfundzwanzig Jahren, in denen er der sozialdemokratischen Partei angehört haben will, woran bekanntlich sehr triftige und sehr wesentliche Zweifel bestehen, auch reell gearbeitet, wie ich, und nicht bloß gestänkert, intrigiert und hinter den Kulissen gehetzt, so wäre er am Ende der berufene Herausgeber gewesen — wer weiß?

Viktor Adler aber schrieb in der Wiener Arbeiterzeitung über meine Ausgabe:

> Wer uns den Karl Marx jener Jahre (der vierziger Jahre) zeigen will, hat ein Stück Geschichtsschreibung höchster Ordnung zu leisten. Franz Mehring hat diese große Leistung vollbracht. . . . Jedes einzelne Stück der Sammlung ist durch eine ausführliche, weit ausgreifende Einleitung historisch auf seinen Platz gestellt und verständlich gemacht und durch Anmerkungen in allen Einzelheiten erläutert. So ist unter seinen Händen lebendig gewordene, was selbst den Wenigen, die es kannten, zum guten Teil totes Material gewesen war. Nun wollen wir ein Geständnis machen, das wie ein höchst persönliches aussieht, aber weit davon entfernt ist, es zu sein. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich dazu, und weiß, daß er im Namen nicht allzu Weniger spricht, daß eine gewisse Unruhe wach wurde, als die Nachricht kam, Franz Mehring sei ausersehen, den Nachlaß von Marx-Engels herauszugeben. Nicht als ob sich der geringste Zweifel an dem umfassenden Wissen und den außerordentlichen Fähigkeiten des Verfassers der Lessing-Legende, des Geschichtsschreibers der deutschen Sozialdemokratie hätte

rühren können. Aber Mehring ist auch ein glänzender Tagesschriftsteller, ein Polemiker ersten Ranges, und unterliegt als solcher, wie wir alle, den Lastern seiner Tugenden. Davon, von dem Ueberschäumen des Temperaments, von der sich vordrängenden Kraft einer nicht allen und nicht in allen Teilen sympatischen Persönlichkeit, die in der Wertung von Menschen und Dingen nicht nur von der großen Leidenschaft des Tages, sondern auch von der kleinen Laune der Minute beherrscht wird, war zu befürchten, daß das ebenso notwendige wie ersehnte Werk schädigende Spuren tragen werde. Nun wohl, wer mit uns gezweifelt und gefürchtet hat, ist aufs glücklichste enttäuscht worden. Franz Mehring hat in den vier Bänden des Nachlasses ein Werk der Selbstüberwindung, der Liebe, der Hingebung und des Fleißes geleistet, wofür ihm der internationale Sozialismus, die ganze gebildete Welt dauernden und innigsten Dank schulden. In überraschendem Maße hat er sich zur Höhe und Würde seiner Aufgabe erhoben und nur an ganz vereinzelten und überdies nebensächlichen Stellen wird der Leser vorübergehend daran erinnert, was der Autor in sich überwinden mußte.

So Viktor Adler. Heinrich Braun scheint den Beruf des Parteitags allerdings darin zu erblicken, sich von ihm anschwindeln zu lassen.

Der Fall Leuß.

Als zweiter Ankläger gegen mich trat am 14. September Edmund Fischer auf. Er faßte die Sache am entgegengesetzten Ende an, wie Heinrich Braun; hatte dieser behauptet, ich verwische meine Spuren wie ein Fuchs, wenn ich in die Gartenlaube schriebe, so sagte Edmund Fischer umgekehrt: ich kann Mehring nicht mehr ausstehen, seitdem er 1891 seine Schrift Kapital und Presse veröffentlicht hat, eine Schrift, worin ich alle meine Spuren bis auf zwanzig Jahre zurück aufdecke. Aus dieser Schrift pickte Edmund Fischer alle Anschuldigungen heraus, die mir von bürgerlichen Gegnern gemacht worden sind, das heißt als unanfechtbare Tatsachen, ohne zu erwähnen, daß ich sie eben in dieser Schrift widerlegt habe. Diese Methode, einen Menschen an den Galgen zu bringen, ist so neu wie einfach und genial; Edmund Fischer sollte sich ein Patent auf sie geben lassen.

Sein Haupttrumpf aber war der Fall Leuß, über den er ausführte:

> Dann der Fall Hans Leuß. Leuß war antisemitischer Abgeordneter, der zu Zuchthaus verurteilt wurde wegen eines Meineids, den er, wie Mehring angiebt, aus edlen Motiven geleistet hatte. Mag sein, aber die Frau seines Freundes hatte er nicht aus edlen Motiven verführt. Jedenfalls hatte er abgewirtschaftet und kam dann zu Mehring, der ihm ein Loblied sang, daß er eine starke demokratische Ader habe ꝛc. Leuß durfte für die Neue Zeit schreiben; zu gleicher Zeit schrieb er Artikel für den Zeitgeist des Berliner Tageblattes (Zuruf: Auch für die Welt am Montag!). Da hat man absolut nicht von „Reinlichkeit" gesprochen, Genosse Kautsky (Sehr gut!). Da mußte die Reichstagsfraktion einschreiten, um diesem Empfinden für Reinlichkeit Rechnung zu tragen. Ich war entrüstet über die Sache, besonders aber waren es die Revisionisten, die sich dafür ins Zeug legten, daß reinliche Verhältnisse hergestellt wurden. (Zuruf: Heine!) Jawohl, Heine hat am allerentschiedensten gegen Leuß gesprochen. Die Genossen haben sich übrigens damals nicht nach Revisionisten und alter Richtung geschieden sondern ganz unabhängig von dieser Gruppierung. Also Veranlassung zum Eingreifen hätte für den Vorstand auch früher schon vorgelegen, aber da geschah nichts. Wahrscheinlich schrieb Leuß nicht revisionistisch, und so wurde er mit Freuden aufgenommen und Kautsky hat ihm keine Karenzzeit auferlegt. Das ist der Grund, weshalb ich mich empörte, als dann Mehring seinen Angriff gegen die Zukunft unternahm.!

Ob Leuß die Frau seines Freundes aus edlen oder unedlen Motiven verführt hat, weiß ich nicht: in solchen Dingen denke ich mit der Bibel: Wer

sich ohne Schuld fühlt, werfe den ersten Stein auf ihn. Daß Leuß den Meineid, der ihn auf einige Jahre ins Zuchthaus brachte, aus ehrenhaften Motiven geleistet hat, das hat unter dem frischen Eindruck seiner Verurteilung der alte Liebknecht im Vorwärts energisch hervorgehoben. Zu mir kam Leuß, als er bereits ein oder zwei Jahre aus dem Zuchthause entlassen war. Er stand am Rande des Abgrunds, da sich ihm die bürgerliche Welt hermetisch verschloß. Als er um meine Hilfe bat, habe ich ihn zunächst an den damaligen Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse adressiert, den ich zufällig kannte und für einen ziemlich vorurteilslosen Mann hielt. Aber auch der wies Leuß unbarmherzig die Tür. Dann erst ließ ich mich auf dessen Wünsche ein, die dahin gingen, daß ich ihm einen Verleger für seine Gedichte nachwiese, eine kurze Anzeige dieser Gedichte schriebe und ihm ein Blatt öffnete, worin er die fürchterlichen Zustände in den Zuchthäusern schildern könnte. Ich habe ihm den Verleger in dem Genossen Sassenbach nachgewiesen, eine kurze Anzeige seiner Gedichte in der Neuen Zeit veröffentlicht und den Genossen Kautsky gebeten, einige Aufsätze von Leuß über die Disziplin in den Strafanstalten in die Neue Zeit aufzunehmen.

Weshalb Kautsky diese Aufsätze aufnahm, hat er als Redakteur der Neuen Zeit mit den Worten erläutert:

> Wir haben es niemals mit den Aufgaben unserer Zeitschrift für unvereinbar gehalten, Autoren zu Worte kommen zu lassen, die offenkundig außerhalb unserer Partei stehen, wenn ihre Arbeiten uns von Nutzen für unsere Sache erschienen oder keine Aussicht hatten, in der bürgerlichen Presse aufgenommen zu werden. Hans Leuß hatte uns eine Artikelserie angeboten, in der er seine Erfahrungen über das Gefängniswesen darstellen wollte. Niemand wird bezweifeln, daß dieses Thema von höchster Wichtigkeit für uns ist und daß Leuß im stande ist, uns darüber bedeutende Beobachtungen mitzuteilen.

Im ganzen hat Leuß für die Neue Zeit drei oder vier Artikel geschrieben, die sehr wertvolle Einblicke in den scheußlichen Untergrund der kapitalistischen Klassenwirtschaft gewährten. Daß er auch für die Welt am Montag gearbeitet hat, weiß ich; von seiner Mitarbeit an einer Beilage des Berliner Tageblatts habe ich nie etwas gehört. Das ging auch die Partei nichts an, da Leuß nicht zur Partei gehörte.

Später, als Leuß an einer Tageszeitung der Partei mitzuarbeiten begann, hat sich die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit der Frage beschäftigt, inwieweit diese Mitarbeit statthaft sei. Der Beschluß liegt mir in der offiziellen Fassung vor, in der ihn mir Genosse Auer zur Uebermittlung an Leuß sandte. Danach wurde ihm die Mitarbeit unter stark einschränkenden Bedingungen gestattet. Für die Neue Zeit hat Leuß seitdem nichts mehr geschrieben, wohl aber für den Vorwärts, die Sächsische Arbeiterzeitung und die Münchner Post. Ich habe seine Arbeiten nicht im einzelnen verfolgt, doch halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß er unter der Redaktion Eisners, Südekums und Adolf Müllers allzu kecke, marxistische Sprünge gemacht hat. Ganz „reinlich“ ist es dabei in einem Falle leider nicht hergegangen, doch war ich es nicht, der die „Reinlichkeit“ trübte; ich habe sie vielmehr wieder hergestellt, nachdem sie von revisionistischer Seite getrübt worden war. Es geschah ganz in der Nachbarschaft Edmund Fischers, der sich erst am Ufer der Elbe umschauen sollte, ehe er in Friedenau und Steglitz rhadamantisches Gericht hält. Recht hat er allerdings darin, daß die „alte Richtung“ und die „Revisionisten“ im Falle Leuß nicht geschlossen waren. Doch weiß ich von der „alten Richtung“ nur Kautsky und Liebknecht, von der andern dagegen Auer, Eisner, Gradnauer, Südekum, Adolf Müller, die meine mildere Auffassung teilten. Am entschiedensten sprachen sich gegen die Mitarbeit des Leuß die Genossen Meister und Wurm aus, die bekanntlich zur „alten Richtung“ gehören.

Ob Leuß heute noch an der Parteipresse mitarbeitet, weiß ich nicht; seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehen. Man sagt mir, daß er gegenwärtig ein Spezialkollege des Bernhard bei der Berliner Morgenpost sei; auch für die Hardensche Zukunft hat er vor einiger Zeit einen Beitrag geliefert, den ich zufällig las. Im übrigen war oder ist Leuß ein gescheiter Mann, mit dem ich recht gern verkehrt habe. Er glaubte mir einigen Dank zu schulden für die geringen Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen konnte, und sagte mir schon vor drei Jahren, in Gegenwart von Zeugen, voll aufrichtiger Sorge um mein Wohl: ich sei zu sorglos und würde mir einmal das Genick brechen, ehe ich michs versähe; er wollte irgendwo das staatsmännische Wort gehört haben: Ist Bebel erst tot, so schmeißen wir die ganze Rasselbande zur Partei hinaus. Damals habe ich ihn ausgelacht, heute täte ich es am Ende nicht mehr. Aber in der „alten Richtung" hat sich Leuß seine merkwürdige Prophetengabe nicht erworben; von dieser Richtung war ich der Einzige, der mit ihm verkehrte.

Eine Possenfigur.

Als dritter Ankläger spielte sich in Dresden der schon mehrfach genannte Georg Bernhard auf. Teils schacherte er in der Manier des Heinrich Braun mit der alten Garderobe, die ich vor mehr als zwanzig Jahren abgelegt habe, teils war er das vorgeschobene Werkzeug anderer Leute, mit denen ich vorziehe, mich direkt zu unterhalten. Hier nur so viel, daß von Bernhard jener parteiverräterische Artikel über Parteimoral in der Zukunft herrührte, den ich in der Neuen Zeit so kritisiert hatte, wie er es verdiente, und den Bernhard selbst vor dem Parteitag demütig widerrief. Wenn er nun meinte, daß ich nicht zum moralischen Richter über ihn berufen sei, so will ich mich gern mit einem ästhetischen Urteil über ihn begnügen und einfach feststellen, daß dieser junge Mensch, der den Tag über freiwillig im Joche der kapitalistischen Geschäftspresse scharwerkt und sich abends als revolutionären Sozialisten aufspielt, die abgeschmackteste, oder um gerecht zu sein, die einzig abgeschmackte Possenfigur ist, die bisher die ehrenreiche Geschichte der Sozialdemokratie verunziert hat. Im übrigen ist er durch den Dresdner Beschluß nach seinem eigenen Ausdruck zum Parteimitgliede zweiter Klasse degradiert worden und hat damit seinen Lohn dahin. Immerhin will ich seine Behauptung, ich hätte durch mein „diktatorisches Verhalten" in der Parteipresse irgend jemandem daran die Mitarbeit verleidet, als eine unverschämte Verleumdung zurückweisen. Die Kündigung, die vor Jahr und Tag zwei Mitarbeitern der Leipziger Volkszeitung zuging, ist nach eingehender und pflichtmäßiger Prüfung der Sachlage von der Gesamtredaktion beschlossen worden, unter Zustimmung des damaligen Geschäftsleiters; ihre Gründe gehören nicht vor die Oeffentlichkeit, es sei denn, daß die gekündigten Mitarbeiter selbst danach verlangen. Meine angebliche „Diktatur" hindert den Bernhard durchaus nicht, seine schätzenswerte Kraft der Parteipresse zu widmen, ebensowenig wie einen so moralischen Mann daran die Tatsache hindern wird, daß er als Redakteur der kapitalistischen Morgenpost, die dem sozialdemokratischen Zentralorgan die schärfste Konkurrenz macht, das Mehrfache des Gehalts bezieht, das er als Redakteur an der Parteipresse beziehen würde.

Olle Kamellen.

Indem ich den Leser nunmehr hinter die Kulissen führe, muß ich ihm mit einigen kurzen Worten den Weg beschreiben.

In den Jahren 1898 und 1899 führte Herr Maximilian Harden mit Herrn Professor Hans Delbrück einen Beleidigungsprozeß, in den ich dadurch verflochten wurde, daß mich Herr Delbrück als Zeugen für zwei sehr einfache Tatsachen vorschlug. Herrn Harden und seinem Anwalt gefiel es nun, meine Vernehmung durch eine formal-prozessuale Einrede zu hindern, jedoch erst, nachdem Herr Harden mich in ein Netz häßlicher Fabeln verstrickt hatte, die durch die Zeitungsberichte über den Prozeß in alle Welt verbreitet wurden. Um dieses Netz zu zerreißen, veröffentlichte ich im Februar 1899 das Schriftchen: Herrn Hardens Fabeln, Berlin bei Hermann Walther. Harden behauptet, er habe mir nie das Geringste zuleide getan, dagegen hätte ich ihn „Streber, Lügner, Fälscher, Betrüger, Reptil, Spion, Strolch" geschimpft. Beides ist erlogen. Harden hat durch sein unanständiges Verhalten in seinem mit Delbrück geführten Prozeß meine Abwehr notwendig gemacht, und diese Abwehr enthält keine Schimpfworte gegen Harden, sondern führt in sachlich begründeter Weise eine Reihe schwerwiegender Beweise gegen seine publizistische Tätigkeit. Schimpfen ist die Sache des Herrn Harden, nicht die meine; in demselben Artikel der Zukunft, worin er mir jene Lügen nachredet, schimpft er über mich auf zwei oder drei Seiten: „Straßenkehrer", „Bravo", „Schinder", „sündiger, so oft gestrauchelter Mensch", „läppische Privatrachsucht eines armen Irrsinnigen, den krankhafter Hang treibt, zu bespeien, was er gestern geküßt hat und zu küssen, was er bespie", „kindisch perverses Treiben", „mißtrauische Lakaienseele" u. s. w.; es ist die Art, wie der — nach Bebels treffendem Ausdruck — komplette Größenwahn Hardens nicht nur gegen mich, sondern gegen jeden explodiert, der ihm einmal mit der Fackel über den dunkeln Weg leuchtet.

Es ist ebenso erlogen, wenn Herr Harden neuerdings behauptet, in meinem Schriftchen gegen seine Fabeln hätte ich „ein wahres Lügengebirge" aufgeputzt, und er habe am 4. März 1899 in der Zukunft bewiesen, daß mein „ganzes Getürm zusammengeschwindelt" sei. Harden hat an dem „Lügengebirge" nicht einmal das kleinste Steinchen zu verrücken vermocht; über seinen Artikel vom 4. März 1899 urteilten der Vorwärts und selbst bürgerliche Blätter, er sei außergewöhnlich schwach ausgefallen; Harden habe meine Beschuldigungen gegen ihn nicht widerlegt und gerade die schwersten nicht einmal erwähnt. Gleichwohl habe ich mir die Mühe gemacht, in der zweiten Auflage meiner Broschüre auch noch seine ohnmächtigen Versuche zur Widerlegung niederzuschlagen; darauf hat Harden geschwiegen und schweigen müssen.

Auf mein Schriftchen, von dem Harden demnach noch nicht ein Atom widerlegt hat, muß ich jeden verweisen, der mein früheres und mein jetziges Urteil über ihn sachlich begründet sehen will. Hier rekapituliere ich kurz, daß ich vom Herbst 1890 bis zum Herbst 1892 in freundschaftlichem Verkehr mit Harden gestanden habe. Im Herbst 1890 schleppte der mir bis dahin ganz unbekannte Mann das Material gegen Lindau in mein Haus, und in den nächsten Monaten, wo ich den Krieg gegen Lindau führte, hat er mir einen zwar weder sehr mutigen noch sehr wirksamen, aber immerhin anerkennenswerten Beistand geleistet. Danach schlief unser Verkehr mehr oder weniger ein, bis Harden im September 1891 zu mir kam, um meinen Beistand in einem Kampfe zu erbitten, in den er mit einem gewissen Preßklüngel geraten war. Diesen Beistand habe ich ihm gern gewährt, da er damals eine nach meiner Ansicht gute Sache verfocht; ich bin für ihn eingetreten, wo immer er es verlangte; als er von einem Angehörigen jenes Preßklüngels im Foyer des Lessingtheaters ge-

ohrfeigt wurde, war ich der einzige, der die an ihm verübte Brutalität öffentlich (im Vorwärts) geißelte; als er sich wider meinen dringenden Rat auf die Redaktion der Kreuzzeitung begab, weil er auch hier noch eine mitfühlende Seele zu finden hoffte, warf ihn Hammerstein kurzweg zur Tür hinaus.

Es kostet mich auch heute nicht die geringste Ueberwindung, zu sagen, daß ich mich damals lebhaft für Harden interessiert habe. Seine ursprünglich großen, schriftstellerischen Anlagen waren nicht so verwahrlost, wie sie heute sind; er besaß einen ästhetischen Geschmack und literarhistorische Kenntnisse, die sehr respektabel waren und mir um so mehr imponierten, als ich damals gerade mit meinem Buch über Lessing beschäftigt war; seine ökonomische und politische Bildung war freilich, wie er selbst sagte, „minimal", aber er gab sich als Gefühlsdemokrat und Gefühlssozialist, und daran wurde ich auch nicht irre, als ich im Januar 1892 hinter seine Schwärmerei für Bismarck kam. Er selbst erläuterte sie als ästhetisches Behagen an einer mächtigen Menschengestalt, während er zugleich versicherte, daß er mir politisch ganz nahe stehe und mit Vergnügen gratis für den Vorwärts schreiben würde. Siehe die Beweise dafür in Hardens Fabeln. Wie ich damals über ihn dachte, habe ich ganz offen in der Neuen Zeit, 10. Jahrg., 2. Bd., S. 668, in einem Aufsatze über Nietzsche mit den Worten ausgesprochen:

> Noch nützlicher ist der Nietzscheanismus für den Sozialismus in einer anderen Beziehung. Ohne Zweifel sind Nietzsches Schriften verführerisch für die paar jungen Leute von hervorragendem literarischem Talent, die etwa noch in den bürgerlichen Klassen aufwachsen mögen und zunächst in bürgerlichen Klassenvorurteilen befangen sind. Für sie ist Nietzsche aber nur ein Durchgangspunkt zum Sozialismus. Von ihm zurück auf Eugen Richter und Paul Lindau können sie nicht; dazu ist Nietzsche denn doch ein zu bedeutender und zu genialer Mensch. Bei Nietzsche stehen bleiben können sie auf die Dauer aber auch nicht, denn mit einer genügend großen Rente kann man wohl in der Einsamkeit der Hochalpen den „Uebermenschen" spielen, aber im Drang und Kampf des wirklichen Lebens paukt ihnen die ökonomische Dialektik solche Schrullen gründlich aus. So mausern sie sich allmählig zu Sozialisten. In diesem Mauserungsprozeß befindet sich beispielsweise Herr Harden, wenn er noch in den Schlingen platonischer Bewunderung für den „Uebermenschen" Bismarck hängen bleibt, aber daneben unter ernsthaften Opfern einen mutigen Kampf gegen die kapitalistische Preßkorruption führt.

Kurzum, ich sah damals in Harden eine von der kapitalistischen Dekadenz vielfach angefressene, von den Taumeltränken Nietzsches betörte, aber im Kerne reiche und tüchtige Natur, von der ich hoffte, daß ihr der rettende Sprung aus dem kapitalistischen Sumpf auf die feste Erde des proletarischen Klassenkampfes gelingen werde. In dieser Hoffnung habe ich ihn nach bestem Wissen und Gewissen beraten.

In dem Kampfe, den wir damals gemeinsam führten, haben wir neben unserem persönlichen Verkehr auch Briefe gewechselt, von denen Harden nunmehr in seiner Zeitschrift und in einer Zuschrift an den Vorwärts andeutet, daß er darin „gute Waffen" gegen mich besitze. Ich stelle zunächst fest, daß diese Briefe geschrieben worden sind in einem Kampfe, für den mich Harden zu Hilfe gerufen hatte, um seine Ehre und seine Interessen zu schützen; ich stelle ferner fest, daß diese Briefe von freundschaftlichem Wohlwollen für Harden diktiert worden sind, wofür ich fernerhin noch ein beweiskräftiges Zeugnis beibringen werde. Wenn er mir dennoch mit ihrer Veröffentlichung drohen zu können glaubt, so nur deshalb, weil er anzunehmen scheint, daß Urteile, die ich in diesen — ich wiederhole, zum Schutze seiner Ehre und seiner Interessen geschriebenen — Briefen über dritte Personen gefällt habe, mir unbequem werden könnten, wenn sie heute veröffentlicht würden. Ob seine Annahme zutrifft, kann ich mit absoluter Sicherheit heute weder bejahen noch

verneinen; so sicher ich der allgemeinen Tendenz dieser Briefe bin, so wenig kann ich mich nach elf Jahren auf jeden Satz oder gar jedes Wort besinnen.

Jedoch stehe ich keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich den Herrn zur Veröffentlichung meiner, in den Jahren 1891 und 1892 an ihn gerichteten Briefe ermächtige, vorausgesetzt erstens, daß die Briefe in ihrem vollen Wortlaut und in ihrem richtigen Zusammenhange veröffentlicht werden und zweitens, daß er mich ermächtigt, auch seine, in jenen Jahren an mich gerichteten Briefe unter der gleichen Voraussetzung zu veröffentlichen. Sollten dadurch dritte Personen verletzt werden, so werde ich für mein Teil mich mit ihnen abzufinden wissen; daß der Briefwechsel selbst, wenn er vollständig vorliegt, mir nur zur Ehre gereichen wird, weiß ich. Sollte jedoch Harden fortfahren, mit vagen Andeutungen über den Inhalt dieser Briefe mir zu drohen, oder durch einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Bruchstücke mich zu verdächtigen, so will ich von vornherein erklärt haben, daß er das Gewerbe der Revolverpresse treibt, indem er Waffen, mit denen ich ihm einst geholfen habe, heimtückisch vergiftet, um sie in verleumderischer Absicht gegen den einstigen Helfer zu kehren.

So viel im Allgemeinen! Und nun zu den Waffen dieses Kalibers, die Harden dem gegen mich geschmiedeten und auf dem Dresdener Parteitage explodierten Komplott geliefert hat.

Der Fall Schoenlank.

Es sind ihrer zwei. Am 15. September erzählte der mehrerwähnte Bernhard dem Parteitage:

> Mehring ist gar nicht berechtigt, gerade über die Frage der Mitarbeit an bürgerlichen Blättern zu schreiben, da er noch im Sommer 1891 an Harden einen Brief schrieb, in dem er ihn bat, Schoenlank Mitarbeit an bürgerlichen Blättern zu verschaffen, weil die sozialdemokratische Presse so schlecht bezahle. (Hört! hört!) Gerade Mehring darf meines Erachtens nicht gegen mich schreiben, weil der Charakter dieses Mannes, wie er in allen seinen Artikeln hervortritt, sich stets gleich geblieben ist. Am 11. September 1892 hat Mehring an Harden eine Karte gerichtet, deren Original ich gesehen habe. Auf dieser Karte heißt es: „Sollten Sie einmal eine besondere Abrechnung mit Schoenlank für angemessen oder notwendig halten, so wenden Sie sich vertrauensvoll nur an mich. Ich weiß diesen Lümmel schon zahm zu machen." (Hört! hört! Lebhafte Bewegung. Zurufe: Wo haben Sie das her?) Wo ich das herhabe, kann Ihnen egal sein.

Schoenlank siedelte im Herbst 1890 von Nürnberg nach Berlin über. Er war in den letzten Jahren des Sozialistengesetzes Mitarbeiter der Berliner Volkszeitung gewesen, und in der Aussicht, es zu bleiben, neben seiner Tätigkeit für den Vorwärts, hatte er seine Uebersiedelung bewerkstelligt. Kaum war er einige Wochen in Berlin, als ich von der Volkszeitung geboykottet wurde, womit auch Schoenlanks Mitarbeit zerfiel. Eine erweiterte Tätigkeit am Vorwärts konnte ihm nicht gewährt werden; ich habe selbst der Unterredung beigewohnt, in der Liebknecht ihm diesen Wunsch abschlug oder abschlagen mußte. So wünschte Schoenlank eine wissenschaftliche Arbeit über Kartelle, die ihm sehr große Mühe gemacht hatte, in irgend einer bürgerlichen Wochenschrift unterzubringen. Harden war ständiger Mitarbeiter an der Nation und ich fragte bei ihm an, ob er die Aufnahme von Schoenlanks Arbeit in die Nation vermitteln könne. Er tat auch irgend welche Schritte in dieser Richtung, kam aber mit der Kunde zurück: Es wird nicht gut gehen; Schoenlank hat in der Volkszeitung einmal Schrader sehr scharf kritisiert; das ist durch Heinrich

Braun herumgeklatscht worden: Sie wissen ja, wie empfindlich diese Leute sind. Daß ich bei diesem Anlaß auch von der schlechten Bezahlung der sozialdemokratischen Presse gesprochen oder geschrieben haben soll, ist sehr wohl möglich; auf keinen Fall ist es in dem hämisch entstellenden Sinne geschehen, wie Bernhard die Sache in Dresden vortrug. Es wirft weder auf Schoenlank noch auf mich einen Schatten, wenn er wünschte und ich ihm dabei behilflich war, für eine wochen- oder gar monatelange, aber wenig umfangreiche Arbeit auf etwas höheres Honorar bedacht zu sein, als die sozialdemokratische Presse zahlen kann. Ein wissenschaftlicher Aufsatz Schoenlanks war von anderem Kaliber als die Artikelchen, die von den Bernhard und Göhre in die Berliner Morgenpost oder die Zukunft gestiftet werden. Die Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Aufsatzes über Kartelle in der Nation wäre übrigens auch nach dem Dresdener Beschluß erlaubt: zur Vorsicht will ich jedoch hinzufügen, daß ich nie, seitdem ich für die Parteipresse tätig bin, für bürgerliche Blätter auch nur eine Zeile geschrieben habe.

Dann die Postkarte vom 11. September 1892! Schoenlank hatte den Krieg, den Harden und ich führten, von Anfang an mitgemacht, Feuer und Flamme, wie er bei solchen Sachen zu sein pflegte. Eine Reihe von Aufsätzen, die er bis in den Sommer 1891 hinein im Feuilleton des Vorwärts veröffentlichte, liefert dafür den Beweis. Als Harden im September d. J. mich um meine Hilfe anging, besuchte mich Schoenlank auch zufällig und erklärte sich wiederum zur Unterstützung bereit. Gleich darauf wurde er aber von Heinrich Braun als Mitredakteur des Sozialpolitischen Zentralblattes engagiert, wonach eine Erkältung unserer Beziehungen eintrat. Dazu trat eine Differenz in Parteiangelegenheiten, über die ich mich nicht verbreiten will, da sie in diesen Zusammenhang eben nur soweit gehört, als sie uns noch weiter auseinander brachte. Dann kam der letzte Stoß dadurch, daß Harden mir im November 1891 schrieb, er habe Schoenlank in einem Restaurant der Leipziger Straße zu „seinem sprachlosen Entsetzen" mit unseren intimsten Feinden vom Lindaunringe an demselben Kneiptische sitzen sehen; er, Harden, sei so bestürzt gewesen, daß er sofort das Lokal verlassen habe, aber Schoenlank, der ihn wohl erkannt habe, sei offenbar auch betroffen gewesen. Nun fragte ich bei Schoenlank an, was daran wahr sei, und erhielt die kurze Antwort, er verbäte sich jede Kontrolle seines Abendschoppens.

Das war denn nun der Krieg, und es wurde hinüber- und herübergeschossen. Namentlich als Hardens Plan, eine neue Zeitschrift herauszugeben, ruchbar zu werden begann, gab seine Bismarckschwärmerei zu mehr oder minder boshaften Neckereien auf mein Konto die willkommene Gelegenheit. Nicht am wenigsten flink war dabei Schoenlank, der inzwischen in die Redaktion des Vorwärts eingetreten war. Ich habe damals einen ehrlichen Zorn auf ihn gehabt, und noch viel erboster war Harden. Der gab sich immer noch als angehender Sozialdemokrat, wollte mich erst zum Mitherausgeber, dann zum bevorzugten Mitarbeiter seiner neuen Zeitschrift haben, lag mir stets in den Ohren, ich möchte doch Bebel und Liebknecht, auf deren Mitarbeit er den höchsten Wert legte, über die Reinheit seiner Absichten aufklären. Dazu bot sich mir eine Gelegenheit, als im September 1892 irgend jemand von London mit Grüßen von Engels kam und eine größere Zusammenkunft im Hofbräu in der Leipziger Straße stattfand. Die Zirkulare der Zukunft waren eben versandt worden, und ich wurde weidlich damit aufgezogen, habe mich aber tapfer für Herrn Hardens Edelmut, namentlich auch gegen Bebel und Liebknecht, die beide anwesend waren, ins Zeug gelegt, während Schoenlank, der am entgegengesetzten Ende der langen Tafel saß, unerschöpflich in Scherzen über die neue publizistische Gründung war. Ganz ohne Wirkung waren die kritischen Bemerkungen über Herrn Hardens zwiespältige Natur auch nicht an mir vorübergegangen; aus diesen widerstreitenden Stimmungen

heraus schrieb ich dann am übernächsten Tage die Karte an Harden. Sie hat folgenden Wortlaut:

Berlin, den 11. Septbr. 92.

Lieber Kollege! Mit B. und L. habe ich vorgestern gesprochen, doch fand ich sie schon durch Schlk. mit dem Gift der Lindauklique inficiert. Unbekannt, woher die Fonds, Bismarckidolatrie u. s. w. Von anderer Seite hörte ich den neuesten „Witz" des Herrn Brahm: Die Zukunft hätte nur 3 Mitarbeiter, Sie, mich und Bismarck. Ich ließ Brahm erwidern, die Hiebe für diesen „Witz" würde er zur rechten Zeit am rechten Ort mit derjenigen Regelmäßigkeit erhalten, durch die ich ihm stets meine besondere Verehrung bezeugte. B. und L. habe ich natürlich aufgeklärt. Ich teile Ihnen dies mit, obwohl ich sehr wohl weiß, daß Sie augenblicklich dergleichen nervöse Anregungen nicht gebrauchen können, doch halte ich es für notwendig, daß Sie im 1. Heft der Zukunft sich über das Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? mit möglichster Deutlichkeit auslassen. Der Name B's (Bismarcks) ist in dieser Beziehung — und nach meiner Ansicht auch mit Recht — zu scheußlich verrufen, als daß Sie diese bequeme Handhabe des Lindau-Ringes nicht absägen müßten. Sollten Sie einmal eine besondere Abrechnung mit Schlk. für angemessen und notwendig halten, wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich. Ich weiß diesen Lümmel zahm zu machen.

Besten Gruß Ihr Mehring.*

Schon der Wortlaut dieser Karte zeigt, daß sie aus dem Kampfe gegen den Lindauring heraus geschrieben ist. Sie ist nicht an einen Parteigegner gerichtet, denn sie berichtet gerade über meinen, auf Hardens Wunsch unternommenen Versuch, Bebel und Liebknecht von der Unbescholtenheit der Zukunft zu überzeugen. Ebensowenig richtet sich die Schlußbemerkung gegen Schoenlank als einen Partei-, sondern vielmehr als einen Bundesgenossen der Lindauklique, den ich damals in ihm sah. Ich sprach zu einem Manne, der in dem Lindaukriege treu geblieben war, gegen einen Mann, der uns in diesem Kriege verlassen hatte. Dies war die Situation, aus der heraus ich die Karte geschrieben habe. Im übrigen lag ihr Schwergewicht nicht in der Schlußbemerkung, sondern in dem Satze, den ich durch gesperrten Druck hervorgehoben habe, was, wie sich gleich zeigen wird, niemand besser verstanden hat, als Harden selbst.

Mit Schoenlank selbst habe ich mich über die Sache auseinandergesetzt, als er sich im Jahre 1895 an mich um meine Mitarbeit an der Leipziger Volkszeitung wandte. Ich war mit andern Arbeiten überhäuft und schlug ihm eine mündliche Rücksprache vor, die dann auch stattfand, als er zum Reichstage nach Berlin kam. Da haben wir die alten Geschichten durchgesprochen, beide froh, sie hinter uns zu haben, er in dem Wirkungskreise, den ihm die Leipziger Genossen eröffnet hatten, ich in der Arbeit an meiner Parteigeschichte. In der Parteiangelegenheit, die den tiefsten Grund unseres Zerwürfnisses gebildet hatte, gab er mir recht und erklärte sein Verhalten durch seinen krankhaft überreizten Zustand; daß er in seiner Berliner Zeit schwer zu leiden hatte, habe ich schon in dem Nekrolog hervorgehoben, den ich ihm in der Leipziger Volkszeitung schrieb. Dagegen meinte er, ich hätte Unrecht gehabt, ihm in dem Lindaukriege eine Ueberläuferei vorzuwerfen; sein Zusammentreffen mit unseren Gegnern sei ganz zufällig geschehen, veranlaßt durch den Besuch eines Studienfreundes; zu „sprachlosem Entsetzen" sei gar kein Anlaß gewesen: Harden habe die Sache aufgebauscht, und ich hätte ihn, Schoenlank, gleich so schroff zur Rede gestellt, daß er auch schroff hätte antworten müssen; seine Witze über die Zukunft seien doch berechtigter gewesen, als mein harmloses

* Ich drucke diese Karte so ab, wie sie von Bernhard in einem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung veröffentlicht worden ist. Die Wahrheitsliebe dieses Gentleman tritt glänzend hervor in den Worten, die er dem Abdrucke hinzufügt: „Mehring verdächtigt vor dem Parteigegner Harden nicht nur Schoenlank, sondern auch Bebel und Liebknecht der Korruption."

Gottvertrauen in die angehende Parteizugehörigkeit Hardens. Alles das gab ich ihm gern zu und verhehlte ihm auch nicht, daß ich mich zu Harden heftig über ihn ausgelassen hätte, wovon er schon anderweit gehört hatte. Ich fragte nur, ob er etwa in diesem Punkt ein reines Gewissen hätte, worauf er lachend meinte, wir wollten den alten Quark begraben.

Dann habe ich für die Leipziger Volkszeitung gearbeitet, anfangs sporadisch, später, nach Abschluß meiner Parteigeschichte, ziemlich fleißig. Als Harden mich in den Prozeß mit Delbrück verstrickte, sprach ich mich sofort zu Schoenlank dahin aus, Harden würde, wenn ich mit ihm zusammenstieße, Schoenlanks und meinen alten Streit aufwärmen. Schoenlank glaubte es nicht annehmen zu sollen, doch erwies sich, daß ich meinen Pappenheimer besser kannte. In seiner Replik auf die erste Auflage meiner Fabeln rückte Harden mit einer faustdicken Anspielung auf die oben gedruckte Karte vor; in der zweiten Auflage habe ich ihm darauf offen geantwortet, habe gesagt, daß es sich um eine lange ausgeglichene Differenz zwischen Schoenlank und mir handle, wie Schoenlank das Gleiche zu Leipziger Genossen gesagt hat, die ihn darum befragten. Damals schwieg Harden auf meine Abfertigung, obgleich Schoenlank noch lebte und die Sache hätte aufklären können, wenn ich Unwahres behauptet hätte. Heute, wo Schoenlank tot ist, droht Harden mit Briefen Schoenlanks, die an ihn gerichtet seien und mich kompromittieren sollen; seine jungen Leute haben schon auf dem Parteitage herumgeklatscht, daß Schoenlank meine Broschüre gegen Harden in einem Briefe an diesen gemißbilligt haben soll.

Davon weiß ich nichts, und es geht mich auch nichts an. Mir hat Schoenlank niemals gesagt, daß er mit Harden in brieflichem oder persönlichem Verkehr stände, obgleich ich las, daß Schoenlank die überladenen Komplimente, die ihm Harden — soweit ich sie bemerkt habe — seit dem Herbst 1898 in der Zukunft machte, in der Leipziger Volkszeitung mit anderen Komplimenten erwiderte, durch deren rückhaltlose Mißbilligung ich Schoenlanks Verdruß erweckte, so daß wir uns zwar nicht wieder persönlich verfeindeten, aber doch unsere gemeinsame Arbeit im Jahre 1899 aufgaben. Mir hat Schoenlank geschrieben, als mein Streit mit Harden begann, er werde sich vollkommen neutral verhalten, was ich nach Lage der Dinge für richtig hielt und was Schoenlank in der Leipziger Volkszeitung auch ausgeführt hat. Seine etwaigen Korrespondenzen mit Harden sind mir unbekannt, und ich muß diesem Herrn überlassen, seine Kriegstänze auf einem Grabe aufzuführen, wenn ihn anders nach den grabschänderischen Lorbeeren des Heinrich Braun gelüstet. Mir genügt es, daß ich bereit war, ihm wegen jener Karte Rede und Antwort zu stehen, als Schoenlank lebte.

Erst nach Schoenlanks Tode, da er selbst nicht mehr zeugen kann und mich die Rücksicht auf einen Toten an einer ganz erschöpfenden Aufklärung hindert, ist die Karte vom 11. September 1892 ausgegraben, aus ihrem Zusammenhange gerissen, bis auf den letzten Satz verstümmelt worden, um aus einem flüchtigen Worte heftigen Unmuts eine berechnete Perfidie zurechtzufälschen. So wie die Sache in den Parteitag geworfen wurde, mußte sie ihn gegen mich einnehmen, aber durch die Form, in der sie ihm vorgeworfen wurde, ist der Parteitag getäuscht worden.

Meine Mitarbeit an Hardens Zukunft.

Nicht minder raffiniert wurde der Parteitag durch andere Bruchstücke aus meinen Briefen an Harden getäuscht. Bernhard erzählte:

> Mehring stellt es so dar, als habe er Harden von vornherein „richtig eingeschätzt" und die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt. Schon der — von

Mehring nicht widerlegte — Artikel der Zukunft vom 4. März 1899 ergibt, daß das falsch ist. Darnach hat zum Beispiel Mehring im September 1892 an Harden geschrieben: „Das Bedenken, das ich gegen eine Mitarbeit habe, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die Zukunft doch wendet. Abgesehen von diesem Bedenken war ich bereit, und gern bereit. Sie brachen aber, ebenso wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekannten Gründen den persönlichen Verkehr ab." (Hört! hört!) Dann weiter: „Was meine Mitarbeit an der Zukunft betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderung von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfnis diktiert war. Da Sie wochenlang nicht einmal eine halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrags zu sprechen, so neigt sich meine Vermutung zu dem ersten Teil jener Alternative, und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich darin nur bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke Ihnen für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß sie sich endlich einmal von meiner Freundschaft für Sie überzeugen mögen." (Hört! hört!)

Es ist zunächst eine Lüge des Bernhard, daß ich den Artikel der Zukunft vom 4. März 1899 nicht widerlegt haben soll; diese Widerlegung findet sich in der Nachschrift zur zweiten Auflage der Fabeln, die dem Bernhard bekannt ist, wie er in dem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung zugegeben hat.

In dieser Schrift lasse ich mich auch über meine Mitarbeit an der Zukunft aus. Ich sage da, die Vorbereitungen über die Herausgabe dieses Blattes seien in die Zeit gefallen, wo Harden mich versichert habe, er stehe mir politisch ganz nahe und ziehe mit dem Vorwärts an einem Strange. Harden habe mich unausgesetzt bestürmt, bevorzugter Mitarbeiter des Blattes zu werden: wir seien ja in allem Wesentlichen einig, seine künstlerische Bewunderung Bismarcks bilde doch kein Hindernis politischen Zusammenwirkens. Darauf hätte ich gemeint: Bismarck ist kein Künstler, sondern ein Politiker; Sie können nicht seine Person bewundern und seine Politik angreifen; wenn wir an einem Strange ziehen sollen, so studieren Sie einmal erst Marx und Lassalle (von denen Harden außer Lassalles Broschüre gegen die liberale Presse nichts kannte), dann wollen wir uns wieder sprechen; so lange Sie für Bismarck und Nietzsche schwärmen, können wir persönliche Freunde bleiben, aber nicht politische Zeitgenossen werden. Ich fahre dann fort: „Von diesem Standpunkt persönlicher Freundschaft aus habe ich ihm einige geringfügige Gefälligkeiten bei Gründung der Zukunft erwiesen; die wesentlichste war, daß ich das Blatt taufte; ich sagte ihm im Scherz: da Sie bisher bei der Gegenwart gewesen sind, so nennen Sie das Blatt doch Zukunft, und es war auch ein wenig Ernst dabei, wenn ich hinzufügte: der Titel ist ja auch ganz passend, da Sie doch zur Sozialdemokratie kommen werden. Sonst habe ich noch einen oder zwei Briefe nach auswärts geschrieben, um auf das Erscheinen des Blattes aufmerksam zu machen. Meine Mitarbeit habe ich übrigens auch nicht in irgend einer katonischen Weise abgelehnt; daß ich kein ‚eifriger Mitarbeiter' geworden wäre, ergab sich schon aus meinem Verhältnis zur Neuen Zeit, die mir in bedrängten Tagen einen mich vollauf befriedigenden Wirkungskreis geöffnet hatte. Jedoch den einen oder den anderen Artikel hätte ich wohl geschrieben, um etwa Herrn Harden über die Schwierigkeiten des Anfangs fortzuhelfen, wenn nichts dazwischen gekommen wäre." So meine Darstellung in Hardens Fabeln, an der Harden in seiner Replik auch nicht ein Titelchen hat verrücken können.

Was nun aber dazwischen kam, das muß ich hier ausführlicher schildern, als in meiner früheren Schrift, um die Lüge zu widerlegen, als hätte ich gelogen, die Mitarbeit an der Zukunft „von vornherein" abgelehnt zu haben. Ich werde die Briefe hier abdrucken, die mir zuerst die Augen über Harden geöffnet haben, und zwar werde ich nicht mit Bruchstücken aus diesen Briefen

Taschenspielerkunststücke à la Harden machen, sondern die Briefe vollständig mitteilen, mit Auslassung einzig der Worte und Satzbruchstücke, die wegen ihrer rüpelhaften Form schwer druckbar sind. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit desselben Herrn Harden, der mit einzelnen heftigen und schroffen Worten aus meinen Briefen hausiert, sich selbst in seinen vertraulichen Briefen in der zügellosesten Weise gehen zu lassen. So gern ich also bereit bin, unter den von mir schon angegebenen Bedingungen seine an mich gerichteten Briefe auch wörtlich abzudrucken, so will ich die hier wiederzugebenden Briefe vorerst nur mit den formellen, den Sinn nicht berührenden Auslassungen abdrucken, die durch die gute Sitte geboten sind.

Auf meine Postkarte vom 11. September 1892 antwortete Harden wie folgt:

W. 9. Köthener Str. 27.
18. September 92.

Verehrter und lieber Herr Doktor!

Für Ihre freundliche Bemühung und für die gütigen Zeilen sage ich ehrlichen Dank, der durch eine fünftägige Reise verspätet ist. Bebel, Liebknecht, Cronheim, Schoenlank hatte ich zur Mitarbeit aufgefordert, keiner hat geantwortet — die Höflichkeit revolutionärer Parteibonzen. Wohl aber haben Vollmar und Wille, die ich beide wiederholt angegriffen habe, sofort in liebenswürdigster Weise zugesagt. Sabor: Das läßt tief blicken. Es ist mir neu, daß man verpflichtet ist, Fremden die Herkunft der Fonds anzugeben, aus denen ein Unternehmen begründet wird; jedenfalls denke ich nicht daran, das zu tun. Sie verehre und liebe ich, und Ihnen sage ich deshalb: meine Brüder Witting, London 49 Canonstreet, geben mir auf Lebensversicherungs-Sicherheit 20 000 Mark. Die erste Rate ist eben eingetroffen, und ich kann Ihnen die Provenienz jeden roten Hellers aktenmäßig mit Postquittung und Brief beweisen. Dadurch bin ich imstande, mit Stilke Halbpart zu machen. Der Einfall, mich als Reptil zu betrachten, ist doch gar zu läppisch. Ich kann ohne die äußerste Unabhängigkeit überhaupt nicht leben, ich habe für diese Unabhängigkeit gehungert und werde das jederzeit gern wieder tun, wenn es sein muß. Dächte und vermöchte ich anders, dann säße ich heute im warmen Nest bei Mosse oder Lessing, die sich beide dringlichst um mich bewarben. Es giebt auch Soldschreiber des Proletariats; und kommt so ein . . . . . Schoenlank, ... und will mich verdächtigen, der ich weiß Gott meine Existenz ganz einsam und ärmlich drangesetzt habe, dann kann mich das nur erheitern. Ich werde auch im nächsten Jahr äußerst eingeschränkt leben müssen, und ich kann sagen, wenn ich Erfolge habe, so danke ich sie nur mir. Bismarck als Geldgeber ist entschieden eine neue glorioſe Idee. Aber diese Menschlein können sich nicht vorstellen, daß man uneigennützig und überzeugt handeln kann. Ich halte Bismarck für einen ganz wundervollen und großartigen sterblichen Menschen, den die Knotigkeit, Erbärmlichkeit und Kellnerhaftigkeit der deutschen Nation vielfach verdorben hat, dem wir aber, und besonders auch das Proletariat, unendlich viel verdanken. Ohne 64, 66, 70 gab es keine Möglichkeit der proletarischen Emanzipationsbewegung, der mein Herz gehört, wenn ich auch die Möglichkeit des Marxschen Allheilmittels schmerzlich verneinen muß. Das alles ist nicht auf vier Seiten zu erschöpfen. Aber ich werde fortfahren, gegen die meines Erachtens blitzdumme Bismarcklegende zu kämpfen. Wer die jetzigen Verhältnisse erhalten wünscht, konnte nur wie er handeln. Ohne ihn werden wir Krieg und neues Sozialistengesetz erhalten, ohne ihn ist unsere politische und wirtschaftliche Festigkeit schon jetzt erschüttert. Daß ich nicht blind für ihn bin, habe ich bewiesen; daß ich nie auch nur einen Schatten von Abhängigkeit ertragen werde, weiß niemand besser als er. Wir sind aber drei Tage lang durch die Wälder von Varzin gestreift und haben uns gründlichst ausgesprochen. Bebel hätte mich nicht eingeladen, nachdem ich so rücksichtslos über ihn geschrieben, wie ich im zweiten Apostata über Bismarck. Was ich will und wofür ich kämpfe, namentlich aber wogegen, das wissen Sie. Ich halte den Kampf gegen die Allmächtigen Richter, Rickert, Mosse, Ronacher oder wie sie sonst heißen, heute für wichtiger, als das Gezeter gegen den machtlosen Bismarck. Hoffentlich lerne ich noch recht viel und kann noch manchen „Gesinnungswechsel" erleben. Wenn die Herren

Sozialistenführer, denen zum erstenmal in einem von bürgerlichen Klassen gelesenen Blatte absolute Redefreiheit geboten wird, darauf nur mit . . . . . Verdächtigungen antworten: mir ists recht. Vermutlich halten sie es für billiger, die schon Ueberzeugten täglich vor dieselbe Kerbe zu führen, als publizistisch zu werben und zu gewinnen. Habeant sibi. Daß es aber schändlich ist, mit Bismarck jetzt freundschaftlich zu verkehren, sollten wenigstens die Freunde des . . . . . nicht behaupten. Ich wünschte, ich hätte Sie und Bismarck zu Mitarbeitern, dann brauchte ich kaum noch andere, denn drei Weltanschauungen wären durch drei stärkste Persönlichkeiten vertreten. Aber es scheint fast, als müßte ich aufhören, auf Ihre Hilfe zu rechnen; und das wäre mir so ungefähr das Bedauerlichste. — Wenn Schoenlank es noch drei Monate so weiter treibt, wird kein Mensch von einigem Geschmack den Vorwärts mehr anrühren können. Aber die Herren sind blind und taub; ich bin überzeugt, im tiefsten Herzen sind sie auch Ihnen alle neidisch. Liebknecht . . . . . Herzlichen Gruß. Sie werden mich niemals auf moorigem Boden finden, niemals anderswo als bei ehrlicher, wenn auch vielleicht irrender Ueberzeugung.

Immer Ihr getreuer Verehrer Harden.

Auf diesen Brief Hardens habe ich am 19. September, nach seiner Angabe im Vorwärts vom 6. Oktober 1903, geantwortet:

Lieber Kollege!

Sie sind wirklich, was Carlyle ein dünnhäutiges Individuum nennt. Ich habe doch wahrhaftig noch nie in meinem Leben den geringsten Zweifel an Ihrer Integrität geäußert und gehabt; wozu also gegen mich diese empfindlichen Versicherungen? . . . Was meine Mitarbeit an der Zukunft betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderung von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfnis diktiert war. Da Sie wochenlang nicht einmal eine arme halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrags zu sprechen, so neigte mich meine Vermutung zu dem ersten Teil jener Alternative, und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich vollends darin bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß Sie endlich einmal sich von meiner Freundschaft für Sie überzeugen und mir nicht mehr so empfindlich schreiben mögen.

Auf diesen Brief antwortete Harden unter demselben Datum (im Vorwärts beliebt es ihm, die Reihe umzudrehen und meinen vorstehenden Brief als Antwort auf seinen nachfolgenden anzugeben):

Berlin W. 9, 27 Köthener Straße
den 19. September 1892.

Verehrter und lieber Herr Doktor!

Ihr heutiger Brief hat mir so ziemlich die peinlichste Ueberraschung bereitet, die mir in dieser schweren Zeit begegnen konnte. Nicht mit einer Silbe bin ich gegen Sie empfindlich geworden; ich habe Ihnen aufrichtig und herzlich gedankt, denn ich fand es sehr freundschaftlich, daß Sie mir . . . . . mitteilten. Und das habe ich getan, obgleich ich ganz genau weiß, daß Sie vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an stets an mir gezweifelt haben; gegen das Zeugnis jedes Elcho mußte ich mich reinigen. Das kann ich verstehen. Wenn aber Bebel und Liebknecht höfliche Zuschriften unbeantwortet lassen, wenn sie von jedem . . . . . sich vorschwatzen lassen, ich sei ein Bismarckreptil, so kann ich bedauern, daß so ehrenwerte Herren dermaßen . . . . . sind, aber ich lehne es weit und scharf ab, vor dem süßen . . . . . zu zeigen, ob ich auch reine Wäsche trage. Ihnen, an dem mir liegt, den ich liebe und bewundere, für den ich mit meinen besten Freunden mich auf Tod und Leben gezankt habe, Ihnen breite ich auch willig meine Leibwäsche aus; anderen nicht. — Ich bedauere es schmerzlich, daß Sie mir heute bittere und höhnische Worte schrieben. Meine Schuld ist es nicht, denn ich bestreite, daß in meinem letzten Briefe auch nur

ein Buchstabe gegen Sie gedeutet werden kann. Ich schreibe nur, was ich denke, und ich habe nur gut an Sie gedacht. — Bismarck hat meines Erachtens weder die Großgrundbesitzer noch die Großbourgeoisie hinter sich. Hammerstein, Stumm, Nationalzeitung, Alles hat sich längst von ihm losgesagt. Ich halte ihn auch nicht entfernt für den schlimmsten Förderer der Preßkorruption, aber durchaus nicht, trotz Offiziösentum, ohne das nie eine Regierung der heutigen Gesellschaftsform auskommen kann. Ich suche ihn historisch zu begreifen, ich bewundere in ihm eine Kraft und eine Intelligenz, eine nie rastende, eine Arbeits- und Lernfähigkeit und tausend andere Dinge, die mir einfach wundervoll scheinen. Andere denken anders; sie mögen es sagen und mich überzeugen, der Raum steht offen. Durch das blödsinnige Geschimpfe des Vorwärts wird nichts bewiesen, und wenn wir 93 oder 94 den großen Krieg haben, dann, hoffe ich, werden einige Redakteure gelyncht. Aber Sie finden, ich sei ein dummer, grüner Junge, der von politischen und sozialen Fragen keine Ahnung hat. Ich finde dagegen, daß alle sozialdemokratischen Schriftsteller keine Ahnung einer historischen Auffassung haben, daß sie durch konstante, gleichförmige Scheuklappenpolitik uns allmählig zum Ueberdruß werden. Sie sind der Einzige; und Sie hassen die Andern, deshalb werden Sie vom Vorwärts gelegentlich auch totgeschwiegen. Sie schrieben neulich, ich müsse in Nr. 1 sagen, quibus auxiliis. Ja soll ich mich lächerlich machen und sagen: Ich habe nicht etwa, wie Ihr denkt, von Bismarck Geld bekommen? Ueber das Schweigen von Bebel und Liebknecht tröstet mich nicht der Beifall Vollmars und Willes, sondern das gute Gefühl, daß ich den Herren loyal entgegentrat und daß sie eine freundliche Einladung auf Grund dummen Geklätsches gröblich ignorierten. An die Superiorität solcher Leute glaube ich nicht. Und was das jahrzehntelange Hungern betrifft, so kann man auch aus Unfähigkeit hungern. Herr Schoenlank behauptet vielleicht auch, er habe aus Ueberzeugung gehungert.

Was Sie über Ihre Mitarbeiterschaft sagen, hat mir doch weh getan. Sie suchten und suchen noch Ausflüchte, statt offen Nein zu sagen. Nach der Art, wie ich Sie, als den Ersten, förmlich flehend gebeten habe, wie ich Ihre Frau noch zur Hilfe rief, wie ich sagte: „an keinem Anderen liegt mir so viel", können Sie da ernstlich sagen, Sie hätten gemeint, ich wollte Sie nur aus persönlicher Freundschaft und Höflichkeit auffordern? Ich kam nicht, um Ihnen nicht lästig zu fallen, Sie nicht zu bedrängen, und auch, weil es mir doch schmerzlich war, daß gerade Sie es als eine Schande zu betrachten scheinen, mit mir auf den Kampfplatz zu treten. Ich wiederhole: An Keinem liegt mir so viel, von Keinem hat mir die Ablehnung so weh getan. Aber ich ehre Ihre Gründe und schweige.

Ich werde Sie stets lieben und hochhalten. Meinem Unternehmen aber können Sie nach Ihrer Anschauung ernstlich Erfolg nicht wünschen. Und darum sollten Sie es auch nicht höflichkeitshalber tun. Ein Mensch, der seit 2 Jahren mit politischen und sozialen Aufsätzen Lärm verübt und dem doch die sozialen und politischen Fragen „vollkommen fremd" sind, ein solcher Mensch verdient keinen Erfolg, und Sie sind für konventionelle Lügen zu gut und zu stark.

In alter Ergebenheit Harden.

Für mich ist jede ehrliche Ueberzeugung respektabel, für Sie doch eigentlich nur die eigene — da liegt der Gegensatz; Sie können nur durch meine völlige Unkenntnis meine Bewunderung für B. erklären. Ist auch Carlyle, Ihering, Häckel, Bülow, Schlözer, Heyse und wer weiß ich noch, völlig ungebildet?

Hierauf habe ich nach der Angabe Hardens — siehe Vorwärts vom 6. Oktober — Folgendes geantwortet:

Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit habe, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die Zukunft doch wendet .... Abgesehen von diesem Bedenken bin ich bereit und gern bereit (das Wort „gern" ist von Mehring unterstrichen). Sie brachen aber, ebenso wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekannten Gründen, den persönlichen Verkehr ab. Sie erklärten, wegen der Vorbereitungen zur Zukunft keine Minute Zeit für mich zu haben. . . . Wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so sind Sie mir allemal herzlich willkommen. Ich würde Sie sogar

darum bitten, wenn ich nicht allzu trübe Erfahrungen mit solchen Bitten gemacht hätte. Dagegen möchte ich Ihnen, noch mehr mit Rücksicht auf Ihre als meine Zeit vorschlagen, die Korrespondenz über diese Dinge nicht fortzusetzen. Brieflich kommen doch immer neue Mißverständnisse vor. Also: wenn Sie mögen, kommen Sie doch einmal heran. Meine Freundschaft für Sie ist unverändert dieselbe.

In alter Gesinnung Ihr Mehring.

Zu diesem Briefe gehört offenbar, nämlich wie der Inhalt ergibt, auch ein Bruchstück, das Harden schon am 4. März 1899 in der Zukunft veröffentlicht hat. Es lautet:

„Weder an Ihrer Bildung, noch an Ihrem Charakter äußere ich den geringsten Zweifel, wenn ich sage, daß Ihnen politische und soziale Fragen vollkommen fern stehen. Ich stelle Ihre Bismarckbewunderung auch keineswegs auf dieselbe Stufe wie die Bismärckerei der Bülow und Genossen . . Sie sind jung, lernbegierig, lernfähig und gerade durch die Redaktion der Zukunft werden Sie Vieles lernen. Deshalb darf ich — und ich tue es von Herzen — Ihnen das fröhlichste Gedeihen Ihres Unternehmens wünschen. Dies Recht gibt mir meine Freundschaft für Sie, aber ebenso freilich auch das Recht des Bedauerns darüber, daß Sie einen Umweg machen wollen, der Sie viel Zeit und Kraft kosten wird. . . . Meine Freundschaft für Sie ist unverändert dieselbe.

In alter Gesinnung Ihr Mehring.

Aber auch die ersten Sätze des Bruchstücks, das Harden im Vorwärts am 6. Oktober d. J. veröffentlicht, hat er schon in der Zukunft vom 4. März 1899 mitgeteilt. Hier lauten sie: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit **hatte**, habe ich Ihnen ganz offen angegeben . . . Abgesehen von diesem Bedenken **war** ich bereit und gern bereit". Im Vorwärts zitiert Harden aber: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit **habe**, habe ich Ihnen ganz offen angegeben . . . Abgesehen von diesem Bedenken **bin** ich bereit und gern bereit". Dieser Mensch macht meine Briefe nicht nur sinnlos, indem er ihre einzelnen Sätze auseinanderreißt und sie bald hier-, bald dorthin zerstreut, sondern zur größeren Sicherheit seines Lugs und Trugs fälscht er auch noch den Wortlaut dieser Fetzen.

Geantwortet aber hat er am 20. September wie folgt:

B., 20. September 92.

Lieber Herr Doktor!

Weder gegen Sie noch gegen Bebel und Liebknecht habe ich maßlose Vorwürfe geschleudert; Ihnen habe ich fast aufdringliche Liebeserklärungen gemacht und die beiden Herren halte für durchaus ehrenwert. Nur imponieren sie mir nicht; ein Parteiführer und radikalster Sozialkritiker, der . . . . . ist eine bedauerliche Erscheinung in meinen Augen. Ueberhaupt habe ich für L. außer Hochachtung vor seinem Charakter. nichts übrig; was ich von ihm las, cf. seine Emser Depesche, ist einfach . . . . . Wie ich über Bebel denke, habe ich xmal gedruckt. Also auch diesen Herren habe ich keine maßlosen Vorwürfe gemacht. Meine Achtung vor ihnen kann nicht dadurch erhöht werden, daß sie . . . . . .

Daß Wille im Fall Lindau gegen Sie war, höre ich zum erstenmal. Ich weiß nur, daß er sich Frl. von Schabelsky gegenüber sehr freundlich zeigte und Brahm zum Tempel hinauswarf, um mich für die Volksbühne zu gewinnen. Soweit meine Wahrnehmungen reichen, hat er Positiveres in den letzten Jahren geleistet, als Liebknecht. Ich kenne ihn nicht, halte Ihre grausame Charakteristik aber für irrtümlich; er soll ein etwas unklarer, sehr wohlmeinender, schwärmender Anarchist sein, ein stiller und sehr angenehmer Mensch. So sagte auch Schönhoff mir stets. Uebrigens halte ich es für einen reinen Zufall, daß Liebknecht, aus Freundschaft für Sie, da und dort für mich ein freundliches Wort sagen ließ. Wäre Schoenlank schon in heutiger Verfassung gewesen, dann wäre es nicht geschehen. Und der Vorwärts, den ich mit Schrecken täglich lese, hat ja die ganze Sache gerade so einzig zu Parteizwecken ausgebeutet, wie die Kreuzzeitung,

die heute die Annahme eines Inserates für die Zukunft verweigerte. So die Junker gegen das Bismarckreptil, und derselbe Hammerstein, dessen „Tapferkeit" ich Esel rühmte.

Ihre Mitarbeit habe ich, ich wiederhole es, erfleht. Sie verweigerten sie, wie mir schien und scheinen mußte. Daß mich das kränkte, darf Sie nicht wundern; ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich ohne Sie ins Treffen gehen müßte. Aber der Gedanke, etwa gar Bismarck als Kollegen zu haben, schreckte Sie ab.

Eine Vergnügungsreise habe ich nicht gemacht. Ich mußte nach Posen, und ich hielt es für nötig, der Einladung nach Varzin zu folgen, obwohl mir jede Minute kostbar sein mußte. Sie selbst aber hatten mir geschrieben: „Am Tage verliert man zu viel Arbeitszeit" und mir gesagt, ich könnte kaum noch fertig werden.

Nicht die formelle Unhöflichkeit der Herren hat mich gekränkt; ich habe an L. schon drei Dankbriefe geschrieben, ohne je einer Antwort gewürdigt zu werden. Auch das finde ich im Grunde tief unanständig, aber —! Jetzt bietet zum erstenmal in Deutschland ein nicht sozialdemokratischer Schriftsteller jeder Ueberzeugung Unterstatt, und wie auf Kommando schweigen die sämtlichen Herren und leihen ihr Ohr albernen Verleumdungen. Ich muß das Proletariat beklagen, wenn das seine Götter sind; das sind höchstens Bischöfe. Ueber Bismarck gibt es keine Einigung. Ich liebe ihn. Auch Sie haben anständige und kluge Menschen mir als einen rücksichtslosen, verschlagenen Erfolgmann geschildert, mit allerlei Scheinbeweisen. Ich wußte und weiß, daß es unwahr ist. Ich kenne auch Bismarck, ich habe ihn leben gesehen, und ich liebe ihn. Das macht mich gewiß nicht blind gegen seine grausigen Fehler. (Folgt ein längeres Zitat aus Renan, wonach einen großen Mann nicht nur seine Vorzüge, sondern auch seine Schwächen machen.)

Daß ich Marx ungenügend kenne, ist leider wahr. Sie dürfen glauben, daß es mich schmerzt und daß ich es so bald wie möglich nachhole. Vom „Allheilmittel" sprach ich nur in der Eile, ohne zu ahnen, daß Bismarck je so etwas gesagt hat. (Geistesträge finde ich ihn nicht, er dürfte so etwa der gebildetste Deutsche sein!) Aber ist es wirklich so falsch? Daß Besitz verdirbt und Besitzunterschied depraviert und Verbrechen schafft, wußte man von je; daß durch Aufhebung des Besitzes und der Besitzunterschiede die menschliche Bestie gebessert werden wird, glaube ich nicht. Das ist eine Religion, wie andere auch. Ich selbst hätte, wenn ich mich in die Nieren prüfte, nie etwas erreicht, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, für eine Frau Brot zu schaffen. Und Gleichheit! Gleichheit giebt es ja gar nicht, nie, nirgends. Mit diesen banalen Worten will ich nur andeuten, was ich Banales mit dem Allheilmittel meinte. Daß damit die Größe von Marx nicht entfernt erschüttert wird, weiß ich genau. Aber Goethe und Shakespeare haben auch gelebt und Faust ist mit Nietzsche und gegen Marx (Nur der erwirbt sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.) Sage mir, wer dich am meisten haßt, und ich werde dir sagen, ob ich dich lieben kann. So heißts bei mir. Einen Mann, der sein Leben lang Richter als erbittertsten Gegner hatte, den alle beschnittenen und unbeschnittenen Juden in den Pfuhl verdammen, den kann ich lieben. Die Sozialdemokratie ist eine Macht für sich; sie will — und ich habe gewiß nichts dagegen — die Grundlagen stürzen; sie muß den Mann hassen bis aufs Messer, der ihrer Kriegführung mit brutaler Faust entgegentrat.

Ich bitte Sie, an meiner herzlichen Verehrung für Sie nie zu zweifeln. Daß ich **immer** mit größter Freude zu Ihnen kam, brauchte ich doch eigentlich nicht zu sagen. Man muß einander ja schließlich doch glauben. Es gibt kaum einen Menschen, den ich lieber höre, von dem ich lieber lerne, als Sie. Ists denn ein Verbrechen, wenn ich daneben auch für den . . . verabschiedeten Bismarck etwas übrig habe? Wäre er in der Macht, das sagte ich ihm am Mittwoch, dann säße ich wahrscheinlich wegen Bismarckbeleidigung.

In herzlicher Treue grüßt Sie und Ihre verehrte Frau — totmüde —

Ihr immer dankbarer Harden.

Auf diesen Brief Hardens habe ich nicht mehr geantwortet, und damit hat unsere Verbindung — bis auf einen Zwischenfall, den ich weiterhin er-

wähnen werde — überhaupt aufgehört. Seine elenden Schimpfereien über Bebel und Liebknecht, nur weil sie seine Aufforderung zur Mitarbeit an der Zukunft nicht beantwortet hatten, enthüllten mir in steigendem Maße seine haltlos-krankhafte Eitelkeit, wie mir seine blöden Bemerkungen über Marx, Goethe, Shakespeare, Nietzsche in steigendem Maße seine bodenlose Unwissenheit auf politischem und sozialem Gebiete enthüllten, und der Schwatz über Bismarck nunmehr den Verdacht in mir erweckte, daß er sich an Bismarck verkauft habe oder verkaufen wolle. Aber ein Verdacht ist noch lange kein Beweis; Harden hatte diese Briefe in Tagen drängendster Arbeit geschrieben; er war mir seit zwei Jahren befreundet und bekundete mir in brünstigster Weise seine Liebe und Verehrung. So habe ich getan, was ich unter gleichen Umständen wiederum tun würde. Ich habe auf seinen ersten Brief die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt, unter höflichen Ausflüchten, die er, wie seine Antwort zeigt, als solche erkannte, und ich habe ihm, wie seine übertreibenden Bemerkungen über meine „bitteren und höhnischen Worte", über den „grünen dummen Jungen" bekunden, noch einmal den Kopf zurechtzusetzen gesucht. Ich habe auf seinen zweiten Brief wieder höfliche Ausflüchte gebraucht, um der Mitarbeit an der Zukunft zu entgehen, den aufrichtigen Wunsch ausgesprochen, daß ihn die praktische Redaktionsarbeit doch noch auf den richtigen Weg stoßen werde, und übrigens ihm vorgeschlagen, mit diesem zwecklosen Briefwechsel aufzuhören. Ich habe ihm dann auf seinen dritten Brief schweigend bestätigt, daß er den wirklichen Grund, weshalb ich nicht an der Zukunft mitarbeiten wollte, richtig mit den Worten getroffen hatte: der Gedanke, etwa gar Bismarck als Kollegen zu haben, schreckte Sie ab.

Somit entsprach es der reinsten Wahrheit, wenn ich gesagt habe, ich hätte von vornherein die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt, weil ich Harden im Verdacht gehabt hätte, daß er sich an Bismarck verkauft habe oder verkaufen wolle. Um diese Wahrheit in eine Lüge umzulügen, reißt Harden — und ihm nach seine Spießgesellen — meine höflichen Ausflüchte, die er selbst sofort als solche erkannt hat, aus dem Zusammenhange und schreit sie als meine wirkliche Meinung aus.

Es ist mein hartes Schicksal, es diesen wohlwollenden Gönnern niemals recht machen zu können. Wenn ich die Wahrheit sage, so schreien sie, daß ich lüge, und wenn ich einmal dem Verhängnis des Goetheschen Wortes verfalle: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, so schwören sie auf diese Lüge wie aufs Evangelium.

Das Komplott.

Sobald ein Dutzend Nummern der Zukunft erschienen waren, lag es offen vor aller Welt, daß Harden sich an Bismarck verkauft hatte — nicht gegen bares Geld, aber gegen nahrhaften, auf die sattesten und verfaultesten Gesellschaftsklassen berechneten Klatsch über Caprivi und andere Leute, denen der alte Berserker wegen seiner Entlassung grollte. Durch diesen Klatsch, dem die ästhetische Bewunderung der mächtigen Menschengestalt als sehr durchsichtiges Mäntelchen übergehängt war, hat die Zukunft ihre Geschäfte gemacht, und von anderen literarischen Lakaien Bismarcks, von den Braß und Busch, den Pindter und Poschinger, unterschied sich Harden nur dadurch, daß er größeres Talent und daneben die beispiellose Unverschämtheit besaß, alle Zeitungsschreiber in Deutschland, die eine politische Ueberzeugung vertraten, als käufliche Tintenkulis zu beschimpfen.

Deshalb habe ich mich aber keineswegs berufen gefühlt, in erster Reihe diesem gemeingefährlichen Treiben entgegenzutreten. In der Leipziger Volkszeitung vom 9. September habe ich bereits nachgewiesen, daß die Genossen Liebknecht, Bernstein und Kautsky früher und heftiger als ich die Zukunft kritisiert haben. Mitgeholfen habe ich freilich, wo es die Pflicht gebot. So zum Beispiel als die Zukunft die russischen Helden und Märtyrer in schuftiger Weise geschmäht hatte, und ich von sehr unterrichteter Seite um die Veröffentlichung der Tatsache gebeten wurde, daß eine dem Harden sehr nahestehende Persönlichkeit, die in der russischen Presse schon lärmende Reklame für die Zukunft gemacht hatte, ehe in Deutschland noch irgendwer über die wahre Absicht ihres Herausgebers unterrichtet war, zwischen dem Redaktionsbureau dieses Blattes und dem russischen Botschaftshotel hin- und herpendele. Das habe ich selbstverständlich getan, mit dem erfreulichen Erfolge, daß seitdem die Begeisterungsschreie des Herrn Harden für den russischen Galgen verstummt sind.

Es ist auch unwahr, was Edmund Fischer im Armen Teufel behauptet, daß ich die Zukunft mit meinem Hasse verfolge, weil sie im Herbst 1899 einen albernen Artikel des kapitalistischen Schönfärbers Georg Adler gegen meine Parteigeschichte veröffentlicht habe. Dieser Schmutzartikel war längst irgendwo anders erschienen, und nichts war mir gleichgültiger, als daß er nun noch einmal in dem Schmutzblatte des Harden auftauchte. Auch war es mir zunächst gleichgültig, daß die Nummer der Zukunft, die diesen nicht nur mich, sondern auch die Partei verleumdenden Artikel enthielt, von einem A. Berthold gezeichnet war. Später rühmte sich dieser Herr aber öffentlich, Parteimitglied zu sein und beantragte gegen mich ein Schiedsgericht, weil ich nunmehr die Tatsache, daß er lange Monate hindurch die Zukunft und in dieser Zeit auch die schmählichsten Besudelungen der Partei mit seiner Person gedeckt hatte, beim richtigen Namen nannte. Die Verhandlungen des Schiedsgerichts verschleppte Berthold fast ein Jahr, um schließlich bekanntlich gerade noch durch einen Zufall dem Ausschluß aus der Partei zu entgehen. Im Laufe dieser Dinge gewann ich aus einer Reihe von Anzeichen die Ueberzeugung, daß in der Zukunft ein Korruptionsherd bestehe, dessen verheerende Wirkungen sich bis in gewisse Schichten der Partei erstreckten. Andere Genossen kamen durch andere Anzeichen zu der gleichen Ueberzeugung, und als der Artikel des Bernhard über Parteimoral in der Zukunft wie ein faules Irrlicht aufleuchtete, war es an der Zeit, einmal so derbe zuzufassen, wie sich gehörte. Der Erfolg ist denn auch gewesen, daß der vermutete Korruptionsherd aufgedeckt wurde, eben dadurch, daß dieses Herdes heiliges Feuer mit korrupten Waffen gegen den rauhen Wind einer offenen Kritik geschützt werden sollte.

Obgleich ich diese Kritik zwar geschrieben, aber keineswegs die erste Anregung dazu gegeben hatte, kam am 21. März Harden mit dem Ehepaar Braun zu einem stundenlangen „Kriegsrat" zusammen, um zu beraten, wie ich umzubringen sei. Nach Heinrich Brauns Angabe wollte Harden mich durch einen Artikel in der Zukunft vernichten, doch hegten die Mitverschworenen durchaus berechtigte Zweifel an der tödlichen Wirkung dieses Geschosses. Nach Hardens Angabe wieder wollte Heinrich Braun mich durch eine Privatklage hineinlegen, die Harden anstrengen sollte, doch hegte dieser Wackere nicht minder berechtigte Zweifel an dem trotzigen Heldenmute seiner Eideshelfer. Stolz wie ein Spanier erklärte er, nach seiner eigenen Erzählung, er wolle mich weder um meine Stellung noch ins Gefängnis bringen. Kompletter Größenwahn in der Tat! Ebenso feierlich hätte der Gernegroß darauf verzichten können, den Mond vom Himmel zu holen.

Gleichzeitig überlieferte Harden an Heine „interessante" Briefe von mir. Beide versichern mit gleicher Würde, daß sie dabei an kein Komplott gedacht hätten, und wer wollte so glaubwürdigen Männern nicht glauben! Heine will meine Briefe nur als „Kuriosität" gelesen haben. Er schreibt:

In der Tat eine höchst interessante Korrespondenz! Aus der Feder Mehrings, den ich nur als grimmen Wolf kannte, wahrhaft rührende Herzenstöne einer zärtlichen geduldigen Freundschaft, ein Bemühen, Hardens fremdartige Natur und sein Wollen zu verstehen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte, Anerkennung und Förderung des Planes der Zukunft, trotzdem daß Harden damals längst seine Bismarck-Begeisterung verkündigt und Sozialdemokraten in seiner bekannten Manier literarisch gemißhandelt hatte. Daneben freilich auch andere Dinge, zum Beispiel die Postkarte über Schoenlank.

Was meine Postkarte über Schoenlank und meine Förderung der Zukunft anbetrifft, so habe ich mich darüber schon ausgelassen. Sonst kann ich nur anerkennen, daß Heine diese Briefe, mit deren Veröffentlichung Harden mir droht, ganz richtig kennzeichnet, bis auf den höhnisch übertreibenden Ton, durch den er sich lächerlich macht, nicht mich. Er zeigt dadurch, daß er trotz alles staatsmännisch gespreizten Getues noch immer der alte armselige antisemitische Philister ist. Als ich die Berliner Volkszeitung redigierte, wohnte ich in dem Hause eines solchen Philisters, der es alle die Jahre hindurch auch „nie für möglich halten" konnte, daß der „grimmige Wolf" von Politiker, der ich sei, doch stundenlang mit seinen Kindern spielte. Gegenüber solcher Borniertheit darf ich mich wohl einmal auf einen Großen berufen; am 29. Dezember 1759 schrieb der Philister Ramler an den Philister Gleim: „Schreiben Sie doch auch an Herrn Lessing, ob er gleich der ist, der alle Welt, und also auch mich angreift, so schreiben Sie ihm doch nur. Ja, eben deswegen schreiben Sie ihm, weil er alle angreift. Ich weiß, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann ohnmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er doch im Leben ist. Freilich ist es schlimm." Ja freilich, es ist schlimm für die Philister, nie begreifen zu können, daß gerade Naturen, die an allem Menschlichen eine unverwüstliche Freude haben, eben deshalb mit schroffster Rücksichtslosigkeit dafür streiten, alles Menschliche aus Knechtesbanden und Philisternetzen zu befreien. Nach dieser kleinen Auseinandersetzung, die er nicht verstehen wird, überliefere ich den Staatsmann Heine wieder dem Erstaunen darüber, daß ich wirklich einmal mit dem Teufel um die Seele des Herrn Harden gerungen habe.

Inzwischen wandern die „kuriosen" und „interessanten" Briefe, die es in ungewissem Zwielicht lassen, ob ich ein ruchloser Schurke oder ein sentimentaler Esel bin, von Heine an Harden zurück. Nun wird meine literarische Vergangenheit mit Maulwurfsemsigkeit umgegraben, aber es findet sich nichts, als „alte Geschichten", gut genug für die Bernhard und Braun, aber nicht für so erlauchte Geister wie Harden und Heine. Da erscheint am 9. September in der Leipziger Volkszeitung ein von mir verfaßter Artikel, der ein Bild von dem Treiben der Zukunft für den Parteitag entrollen sollte. Ich sage darin, daß ich von vornherein die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt hätte, und nun blitzt ein rettender Gedanke durch Heines staatsmännischen Schädel. „Ich wußte aus den Briefen, die ich gelesen hatte, daß das eine Unwahrheit war; . . . . ich sagte mir, das ist der Beweis gegen Mehring, nicht für eine viele Jahre zurückliegende Schlechtigkeit, sondern für eine heute, am 9. September 1903, gegen die Genossen verübte Täuschung." Und nun gabs kein Zögern!

„Sendet mir damals anvertraute Originalbriefe Sonnabend Dresden Hotel Albertshof" telegraphiert Heine an Harden, und diese Unschuld vom Lande schickt die Briefe sofort, in der frommen Annahme, wie sie selbst sagt, Heine wolle die Briefe den Parteigewaltigen vorlegen, um durch sie einen Antrag auf meine Pensionierung zu begründen. Es geht nichts über das Wohlwollen solcher edlen Menschenfreunde.

Der Staatsmann Heine.

Am 12. September hatte Heine die Briefe in den Händen, durch die er beweisen konnte und wollte, daß ich am 9. September öffentlich die Partei angelogen hätte. Am 14. September begann die Debatte über die Mitarbeit von Parteimitgliedern an der bürgerlichen Presse, und Heine brauchte die Briefe nur vorlesen zu lassen, um mich totzuschlagen und dem Parteitage das ekelhafte Toben der Braun, Edmund Fischer, Bernhard zu ersparen. Aber Heine behielt die Briefe in der Tasche. Er sagt im Vorwärts darüber: „Ich bin nicht in die Lage gekommen, davon Gebrauch zu machen, weil ich persönlich nicht so angegriffen wurde, daß es mir gelohnt hätte." Allein dessenungeachtet spielte Heine die Postkarte über Schoenlank aus, obgleich er selbst sagt, daß dies Zeugnis für eine „um viele Jahre zurückliegende Schlechtigkeit" viel weniger für meine Schuld zeuge, als die Briefe, aus denen hervorgehe, daß ich die Partei noch am 9. September angelogen hatte.

Gleichwohl hatte Heine einen Grund, die Briefe in der Tasche zu behalten. Diese „kuriosen" Briefe äfften nämlich wieder den großen Staatsmann. Es waren dieselben Briefe, aus denen der Adressat Harden, wie ich oben aus seinen wörtlich abgedruckten Antworten nachgewiesen habe, *nicht* entnahm, daß ich die Mitarbeit an der Zukunft *annahm*, sondern umgekehrt, daß ich sie *ablehnte*. Indem Harden die höflichen Wendungen, in die ich diese Ablehnung kleidete, aus ihrem Zusammenhange riß, ließ sich damit einiger Zeitungshokuspokus machen, aber wenn die Briefe selbst dem Parteitage vorgelegen hätten, so würde er am Ende auch soviel Intelligenz bewiesen haben, wie ihr Adressat, und die ganze Schwindelblase wäre zerplatzt. Freilich müssen jene Briefe den Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten Heine wie Feuer in der Tasche gebrannt haben, als sein „junger Freund" Bernhard vor seinen Ohren den alten Zeitungshokuspokus Hardens nun vor dem Parteitage auskramte, um mir die Ehre abzuschneiden. Aber der Staatsmann Heine schwieg.

Jedoch mit der Postkarte über Schoenlank rückte er heraus, in kunstvoller Steigerung. Erst bekommt sie der „junge Freund" Bernhard nur zum „Sehen". Wäre die Postkarte in ihrem kurzen Wortlaute sofort dem Parteitage vorgetragen worden, so hätten die Delegierten immerhin bemerkt, daß die Sache denn doch einen anderen Zusammenhang hatte, als ihnen vorgegaukelt wurde, daß ich darin keineswegs einen Parteigenossen in heimtückischer Absicht an einen Parteigegner verraten hatte. Dann reiste ich nach Leipzig, wo ich das aufklärende Material wenigstens über diesen Punkt sammeln konnte, und sandte eine erläuternde Erklärung an den Parteitag, dem sie auch vorgelesen wurde. Um die Wirkung dieser Erklärung abzuschwächen, veröffentlichte der „junge Freund" nunmehr den Wortlaut der Postkarte in einem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung, eingewickelt in ein Lügengespinst, das ich dem auseinandergehenden Parteitage nicht mehr entwirren konnte. Erhalten hat der „junge Freund" die Postkarte aber von Heine, der diesen Streich im Vorwärts vergebens dadurch zu rechtfertigen sucht, daß ihm vorgelogen sein soll, die Postkarte sei schon vor Jahren abgedruckt worden.

Mit alledem noch nicht zufrieden, erklärt Heine im Vorwärts, er wisse aus den „kuriosen" Briefen, daß ich noch am 14. Oktober 1892 Herrn Harden einen Artikel über die Krisis in der Freien Volksbühne für die Zukunft angeboten hätte, den Harden abgelehnt habe, und daß *darauf* (von Heine unterstrichen) erst mein Bruch mit Harden eingetreten sei. Ich soll mich also der Zukunft gar aufgedrängt haben und aus Wut über einen zurückgewiesenen Artikel Hardens Feind geworden sein. Wenn Heine sagt, daß er dies aus meinen Briefen an Harden herausgelesen habe, so lügt er. Den wirklichen

Zusammenhang der Sache habe ich in meiner Schrift gegen Harden dargestellt wie folgt:

Nach dem Briefe vom 20. September brach ich ab. Jedoch am 8. Oktober sandte Herr Harden mir ein Opernhausbillet mit einer Karte folgenden Inhalts: „Würde Ihre Frau Gemahlin wohl das Lohengrinbillet zu heute benutzen? Sie würde dann neben meiner Frau sitzen, die sich der Bekanntschaft sehr freuen würde." Da sich unsere Frauen bisher nicht kannten, so mußte ich gerade in dieser Form der Wiederannäherung den Wunsch erkennen, auf mein altes Programm einzugehen: Keine politischen Mantschereien, aber sonst Friede und Freundschaft! Dazu war ich gern bereit. Meine Frau konnte das Billet nicht benutzen, und so machte sie der Gattin Hardens am nächsten Tag einen Entschuldigungsbesuch. Damit schien der Friede wiederhergestellt, und nun fügte es der Zufall, daß ich auch meinerseits ein Pfand versöhnlicher Gesinnung geben zu können glaubte. In der Freien Volksbühne, zu deren Mitgliedern Herr Harden gehörte, war eine Krisis ausgebrochen; eine Minderheit mit dem bisherigen Vorsitzenden Bruno Wille schied aus, die Mehrheit wählte mich zum Vorsitzenden. Ueber die Ursachen der Krisis gingen manche falsche Gerüchte um, und ich fragte am 14. Oktober bei Herrn Harden an, ob er eine klarstellende Zuschrift aus meiner Feder aufnehmen wolle. Für den politischen Inhalt der Zukunft war ich damit in keiner Weise engagiert, und ich wollte ihm gern zeigen, daß ich keineswegs, wie er immer jammerte, sein „literarisches Haus für zu unanständig" hielte, um es zu betreten. Herr Harden sagte mir mit „heller Freude" zu und schrieb noch:

> Daß Sie Vorsitzender sind, ist zweifellos ein großer Gewinn für die Sache; daß aber für die Bourgeoispresse die Volksbühne damit tot ist, wissen wir Beide. Zum Glück schadet das nicht. Nur soll Türk (der Kassierer der Freien Volksbühne) nicht etwa an dem Gedanken festhalten, als zweite bête noire auch noch mich werben zu wollen; hinter den Kulissen bin ich jederzeit und zu jeder Arbeit bereit.

Ich setzte mich eben hin, den Artikel abzufassen, als wieder etwas dazwischen kam, nämlich Nr. 3 der Zukunft vom 15. Oktober 1892, mit dem Leitartikel: Pobedonoszew, worin dieser würdige Meergreis als ehrlicher Mann gefeiert und der brave Kennan als bestochener Reporter heruntergerissen wurde. Nun sagte ich mir: „Bismarckkultus, na ja, Bismarck ist doch ein deutscher Landsmann. Aber auch noch Knutenkultus?" Zur selben Stunde sprach Herr Harden der Dame Schabelsky die Befürchtung aus, daß ich den angekündigten Artikel absagen würde, wenn ich die neueste Nummer der Zukunft gelesen hätte. Statt nun aber meinen Entschluß abzuwarten, von dem ich heute nicht mehr sagen kann, wie er schließlich ausgefallen wäre, fragte Herr Harden in nervös schnaubendem Tone an, wann er das Manuskript erhalten würde. Auf diese Karte hin sagte ich ihm kurz entschlossen den Artikel ab, worauf ich den Abschied „für immer" erhielt, mit einer Portion Verbalinjurien und der düsteren Prophezeiung, daß „die Parteibonzen mit der geölten Zunge" mir „auf die Dauer" den Verlust seiner Freundschaft nicht aufwiegen würden.

Natürlich wurde ich nun sofort prozessiert und exekutiert. Am 14. Oktober hatte Herr Harden mir über die Krisis der Freien Volksbühne geschrieben, wie ich oben angegeben habe; am 20. Oktober schrieb er genau umgekehrt an Türk:

> Ich glaube, daß die Volksbühne ihrem Ende entgegengeht. Sie werden sehen, daß Wille eine ungewöhnlich rege literarische Unterstützung finden wird und daß die Schauspieler Ihnen allmählich aufsagen werden, weil die bürgerliche Presse von Ihrem Unternehmen keine Notiz nehmen wird. Die ganze Sache hat für mich einen fatalen demagogischen Zug und zeigt mir die Schrecken der Massenherrschaft in brutaler Deutlichkeit.

Gleichzeitig „koalierte" sich Herr Harden, um in seiner geschwollenen Sprache zu reden, mit den „Buben", das heißt, er unterzeichnete einen Aufruf der bürgerlichen Schriftsteller, die aus der Volksbühne geschieden waren, einen Aufruf, worin meine Uebernahme des Vorsitzes nicht als ein „großer Gewinn", sondern im Gegenteil als ein völliger Ruin für die Sache betrachtet wurde. Vor dieser „Koalition" habe ich freilich nicht „gezittert"; auch ist die Freie

Volksbühne nicht ihrem Ende entgegengegangen, sondern unter meinem Vorsitze in drei Jahren ungefähr sechsmal so weit vorwärtsgekommen, wie unter Willes Vorsitze in zwei Jahren: im Prophezeien ist Herr Harden nun schon mal der reine Pechvogel. Jedoch einen Stoß führte er wirklich nach meinem Herzen. Er hatte einen Artikel Willes in die Zukunft aufgenommen, der starke Angriffe gegen Türk enthielt. Türk wünschte darauf zu antworten; da er persönlich sehr engagiert war und seine Entgegnung doch auch für die Freie Volksbühne verbindlich gewesen wäre, so bat ich ihn, mir die redaktionelle Durchsicht des Manuskripts zu gestatten, und er war so freundlich darein zu willigen. Der Inhalt des Artikels war sein, die Form mein Eigentum. Herr Harden aber wies die Einsendung zurück, da die „literarische Form" nicht den Ansprüchen der Zukunft genüge.

Diese Darstellung liegt seit bald fünf Jahren gedruckt vor. Harden hat in der Zukunft vom 4. März 1899 dagegen eingewandt, er habe nicht gewußt, daß die Form des Türkschen Artikels von mir stamme; der Artikel habe ihm undruckbar erschienen; einen von mir unterzeichneten Artikel würde er aufgenommen haben. Auf diesen urkundlichen Tatbestand hin schwindelt Heine den Lesern des Vorwärts vor, er wisse aus den „kuriosen" Briefen, daß die Zukunft einen von mir angebotenen Artikel zurückgewiesen habe und daß darauf mein Bruch mit Harden erfolgt sei.

In der Tat — wenn der Staatsmann Heine je die Leistungsfähigkeit des Ränkeschmieds Heine erreicht, so wird sein Ruhm noch in ferne Jahrhunderte strahlen.

Harden und seine Spießgesellen.

Auf die scheußliche Fehde, die zwischen Harden und seinen Spießgesellen ausgebrochen ist, gehe ich hier nicht näher ein. Das Kurze und Lange an der Sache ist, daß Harden ihnen die vergifteten Waffen gegen mich ausgeliefert hat, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie seine Fahne über meiner Leiche hissen würden. Dazu hat ihnen die Konrage gefehlt, und sie haben ihn mir nach in die Wolfsschlucht geworfen. Nun tätschelt er sie, darunter einige Reichstagsabgeordnete, auf offenem Markte mit klatschenden Ohrfeigen, die sie nur mit stotternden und verlegenen Redensarten zu beantworten wissen. Es ist gewiß das häßlichste Bild der Zeitgeschichte. Wenn die Gezüchtigten jedoch über den Infamen schreien, der sie mit entstellten und entstellenden Bruchstücken aus ihren vertraulichen Briefen bombardiere, dann sage ich den jammernden Schelmen: Ihr waret die Spießgesellen dieses Infamen, und mit seinen infamen Waffen wolltet ihr mich in Dresden, wo ich wehrlos war, aus feigem Hinterhalt erschlagen.

Georg.

Auf das Geschimpfe, das Göhre auf dem Parteitage über mich vollführte, lasse ich mich gleichfalls nicht ein. Vierzehn Tage nachdem er mir die angenehme Versicherung gegeben hatte, daß meine Ehre in seinen und seiner Freunde Augen ramponiert sei, lag er selbst mit ramponierter Ehre auf der Strecke, wo ich ihn liegen lasse.

Bemerkenswert war jedoch, daß G. v. Vollmar das eintönige Komödienpathos des Heinrich Braun durch kräftige Zurufe zu beleben suchte, die in den

Berichten über den Parteitag teils verzeichnet, teils auch nicht verzeichnet sind. Besonderen Genuß fand er darin, mich als „doppelten Geschichtsschreiber" zu schmähen, worauf ihm Genosse Zubeil bereits erwidert hat, er habe ja lebhaften Anteil an dieser „doppelten Geschichtsschreibung" genommen, indem er mir wertvolle Notizen für meine Parteigeschichte geliefert habe. Jedoch der Anteil Vollmars an meiner „doppelten Geschichtsschreibung" war noch weit größer, als Genosse Zubeil aus meiner Parteigeschichte ersehen hat. Gleichzeitig mit seinen Notizen über die bayrische Bewegung, um die ich ihn gebeten hatte, sandte mir Vollmar unaufgefordert eine „intime Charakteristik" seiner Person, aus der ich in der Tat eine, wie ich glaube, erschöpfende Uebersicht seiner hervorragenden Talente und Tugenden gewann. Ich habe sie damals nicht veröffentlicht, sondern meinen Dank für Vollmars Notizen über die bayrische Bewegung nicht besser bekunden zu können geglaubt, als daß ich die „Intime" in die tiefsten Tiefen meines Archivs versenkte. Nunmehr aber muß ich von Vollmars Erlaubnis, sie öffentlich zu benutzen, einigen Gebrauch machen, um sein Verhältnis zu meiner „doppelten Geschichtsschreibung", das er vor dem Parteitage von seiner Seite anschnitt, auch von meiner Seite klar zu stellen.

Das Manuskript der „Intimen" ist nicht von Vollmars Hand; auch habe ich keinen Grund, an seiner Versicherung zu zweifeln, daß es nicht von ihm herrührt, sondern von jemandem, der, wie er mir schrieb, ihn durch und durch kenne. Das Schriftstück lautet:

> Ich halte viel darauf, daß Georg richtig beurteilt wird, und ich meine, daß gerade Sie, Herr Doktor, wenn irgend jemand, innerhalb der Partei die allerbesten Voraussetzungen dazu hätte. Ihre Stellung als Beobachter, außerhalb der vielen Kleinlichkeiten, die der tägliche Kampf mit sich führt, ermöglicht es Ihnen, mit klarem, ungetrübten Blick die verschiedenen Streiter von allen Seiten zu betrachten. Das, worauf ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen, ist nämlich nicht, wie Georg Sozialdemokrat wurde, sondern wie sein Charakter und seine Stellung jetzt sind. Ich weiß wohl, daß er von einer Seite beschuldigt wird, Politik nur als eine Art Sport zu treiben, wie er ja einmal sogar als Bayerns Boulanger dargestellt worden ist, daß die eigenen äußerlichen Ehrenbezeugungen das Ziel seines Strebens seien; auf der andern Seite dagegen wird er dargestellt als ein sehr gefährlicher Mann, der imstande wäre, alles darauf zu setzen, die Bewegung in Süddeutschland gegen die Parteileitung auszuspielen und in andere Bahnen zu lenken. Mit einem Worte, von beiden Seiten wird er als ein eitler, ehrgeiziger und machtbegieriger Mensch dargestellt. Nun ist das absolute Gegenteil das Wahre. Ich kenne überhaupt niemand, der so absolut ohne persönlichen Ehrgeiz ist, wie Georg, was vielleicht für seine persönliche Stellung innerhalb der Partei nicht immer von Vorteil war. Georg ist eine Natur, der aller Streit zuwider ist, die ihn nie selbst sucht, aber ihn, wenn er ihr einmal aufgedrängt wird, mit Eifer und Einsatz aller Kraft führt, doch nie den Sieg eigentlich auszunutzen weiß und jedenfalls nie im stande wäre, von einem Besiegten noch einen Vorteil herauszuschlagen.

Diese Tugend Georgs scheint mir jedenfalls nicht zu seinen hervorragendsten zu gehören, denn als ich in Dresden „besiegt" war, suchte die Münchener Post aus meiner „Niederlage" gar manchen Vorteil herauszuschlagen. Aber weiter:

> Seine dominierende Stellung hier beruht viel mehr auf Imponderabilien, als auf bestimmter, zielbewußter Arbeit und ist hauptsächlich ein Geschenk, das er seiner bayerischen Natureigentümlichkeit verdankt. In dieser Charaktermischung liegt das Geheimnis seiner Macht, seines Einflusses, seiner Beliebtheit. Er fühlt mit dem Volke und hat einen ganz sicheren Instinkt, was hier paßt oder nicht. Seine vielberühmte „Schlauheit" ist die sehr selten in so intensivem Maß vorhandene Gefühlsgemeinschaft mit seiner Umgebung und die genaue Kenntnis aller Faktoren, mit denen er zu tun hat. Die Gebildeten begrüßen ihn als Ihresgleichen, er spricht ihre Sprache, hat ihren Geschmack, versteht und

teilt ihre geistigen Interessen; das arbeitende Volk sieht in ihm den Mann, der von seiner Klasse zu ihm gekommen ist, um seine Forderungen durchzusetzen. Und weit entfernt, daß diese Stellung Georgs — als gewissermaßen durch Geburt, Erziehung und soziale Lage außerhalb ihres Kreises — eine Entfremdung hervorbringt, kann ich Sie versichern, daß ich oft genug Aeußerungen höre, die klarlegen, daß die Arbeiter darauf stolz sind und sich freuen, daß ihr Vertreter die Partei zu einer führenden Stellung erhoben und zur anerkannten Trägerin aller Kulturaufgaben gemacht hat. Noch zwei Eigenschaften, die ich hervorheben möchte: Georgs außerordentlicher Tatsachensinn, seine große Leichtigkeit, sich auf verschiedenen Gebieten zurechtzufinden, seine Fähigkeit, schnell zu begreifen und klar zu sehen, und die zweite: die eigentümliche Darstellungsweise, die er sich angewöhnt hat: so rücksichtslos wie irgend einer die Fehler und Schwächen der Gegner darlegend, mit logischer Schärfe das Berechtigte in seinem Standpunkt festhaltend, mit Sarkasmen das Unhaltbare der Ansicht der Andern lächerlich machend und doch nie in gereizte persönliche Gehässigkeit zu verfallen. Dazu die kluge Art, alles auf den hauptsächlichen Punkt zu legen und, wenn dieser erreicht ist, auf Nebensächliches, wenn auch im übrigen nicht Unwichtiges, zu verzichten.

Es geht noch eine ganze Strecke weiter, doch es mag genug sein. Indem mir Vollmar diese „intime Charakteristik" zur Verwertung für meine Parteigeschichte zusandte, erwies er meiner historischen Gewissenhaftigkeit eine Ehre, wie sie ihr sonst noch von niemandem auf dem weiten Erdenrund erwiesen worden ist, und ich vermag deshalb kein lauteres Spiel darin zu erblicken, weder mit dem Parteitage noch mit mir, wenn dieser Kneipfreund Hardens mich in Dresden als „doppelten Geschichtsschreiber" schmähte.

Ein Wort der Verständigung.

Nach den bisherigen, unangenehmen Auseinandersetzungen ist es für mich eine angenehme Empfindung, mit dem Genossen Auer ein Wort sachlicher Verständigung austauschen zu können. Genosse Auer kam in der Debatte, die in Dresden über die Taktik gepflogen wurde, auf meine Angelegenheit zurück und äußerte dabei zwei Gedanken. Zunächst glaubte er mit großem Nachdruck aussprechen zu müssen, daß weder ich noch sonst jemand im Besitz von Geheimnissen oder sonst von Dingen sei, deren der Parteivorstand sich zu schämen hätte. Veranlaßt war diese Aeußerung dadurch, daß erstens irgend ein Schuft, den Herr Rudolf Mosse für die Vergiftung der öffentlichen Meinung besoldet, im Berliner Tageblatt erklärt hatte, ich sei vermutlich ein Polizeispion, werde aber von der Partei nicht abgeschüttelt werden, da ich zu viel von ihren Geheimnissen wisse, daß zweitens eine exaltierte Dame aus Hamburg, die mich mit einem unersättlichen Hasse verfolgt, obgleich ich sie gar nicht kenne und ihr nie das geringste Leid zugefügt habe, diesen Fangball in Dresden aufgegriffen hatte, und daß drittens Genosse Auer meine im Parteitage abgegebene Erklärung dahin mißverstanden hatte, ich wolle für alles, was ich getan habe, den Parteivorstand verantwortlich machen. Ob diese drei Momente gewichtig genug waren, um die gewichtige Erklärung des Genossen Auer notwendig zu machen, muß ich dahingestellt lassen; daß der Genosse Auer ihr aber eine Form gab, die jedem Hörer den Gedanken nahelegen mußte: Mehring wäre schon einer solchen Schurkerei fähig, aber er hat nichts zu verraten, würde mich sonst einen Augenblick geschmerzt haben, wenn ich nicht sonst wüßte, daß Genosse Auer mich für einen anständigen und diskreten Menschen hält.

Dann sagte Genosse Auer, er habe dazu beigetragen, meine Fähigkeiten für die Partei nutzbar zu machen, aber er wolle nicht und habe nicht gewollt,

daß ich eine geradezu leitende Stellung in der Partei einnähme, wie sie sich nach und nach durch meinen Einfluß auf die Neue Zeit und die Leipziger Volkszeitung herausgebildet habe. Genosse Auer weiß sehr gut, daß ich in den dreizehn Jahren, in denen ich für die Partei arbeite, niemals eine „Stellung", sei sie nun „leitend" oder nicht, einzunehmen versucht habe. Ich habe mir darin die vollständigste Zurückhaltung auferlegt und auch auferlegen müssen, denn wenn mir die Anlagen und Neigungen zum Agitieren und Reden an und für sich fehlen, so bin ich von der Partei auch stets so ausgiebig mit schriftstellerischen Arbeiten überladen worden, daß ich sie niemals völlig bewältigen konnte, geschweige denn, daß mir für andere Dinge Kraft und Zeit übrig geblieben wäre. Ich weiß wohl, daß diese gänzliche Beschränkung auf mein einsames Arbeitszimmer ihre Nachteile für mich gehabt hat. Nicht etwa weil unter dem hirnverbrannten Zeug, das in dem sozialdemokratischen Verkehrskreise des Herrn Harden über mich geklatscht worden zu sein scheint, daß ich ein Lockspitzel sei u. s. w., auch kolportiert worden ist, ich dürfe nicht reden und kandidieren und müsse mich im tiefsten Hintergrunde halten, sondern weil ich, so treue Freunde ich auch unter den Arbeitern habe, doch den Arbeitermassen wenig bekannt geworden bin, wodurch das Dresdner Komplott nicht unwesentlich gefördert worden ist. Allein wie dem immer sei, die Tatsache meines gänzlichen Verzichtes auf jede „Stellung" in der Partei ist dem Genossen Auer bekannt, und er führt denn auch die „geradezu leitende Stellung", die er mir, wie ich meine, ganz irrtümlicherweise zuschreibt, auf meine Arbeit für zwei Parteiorgane, also auf den denkbar legitimsten Ursprung zurück.

Wenn er aber meiner ebenso anspruchs- wie rastlosen Tätigkeit für die Interessen der Partei durch seinen „Willen" eine Schranke setzen will, so erkläre ich ganz unumwunden, daß ich, wenn dieser „Wille" des Genossen Auer jemals der „Wille" der Partei gewesen wäre, niemals eine Zeile für sie geschrieben haben würde. Es war meine Ehre und mein Glück, ein Parteischriftsteller zu sein, aber für einen Parteitintenkuli bin ich viel zu gut. Das bin ich niemals gewesen, und das werde ich auch niemals sein.

Leipziger Volkszeitung und Vorwärts.

In einem ihrer berüchtigten Artikel über den Dresdner Parteitag schrieb die Münchner Post, die mich beiläufig noch vor einem Jahre, beim Münchner Parteitage, als einen genialen Schriftsteller gefeiert hatte, dessen Beiträge die Neue Zeit allein genießbar machten:

> Daß der Parteitag dem löblichen Zwecke dienen sollte, alle „Revisionisten" aus der Partei hinauszubefördern, das heißt alle Parteigenossen, denen die jeweilige Ansicht Bebels, Kautskys und Adolf Hoffmanns nicht als das einzige Evangelium gilt, darüber war unter der Mehrheit des Parteitages vom ersten Tage an kaum ein Zweifel. Das oberste Polizeiorgan dieser heiligen Inquisition, die Leipziger Volkszeitung, hatte diese Absicht noch vor dem Parteitage recht deutlich verkündet. . . . Mehring hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er, der wohl am wenigsten zum Moralprediger geeignet war, ... denunzierte und verunglimpfte alle nach Herzenslust, die es wagten, eine eigene Meinung zu äußern. Das trieb er jahrelang, leider anscheinend im Einverständnis mit einem Teile des Parteivorstandes. Da, als schon der Holzstoß bereit war, auf dem die scheußlichen Ketzer schmoren sollten, die einen oder ein paar Artikel für die Zukunft geschrieben hatten, ereilte ihn sein Schicksal. Ein tragisches Geschick freilich für den glänzenden Stilisten, ein verdientes Geschick für den skrupellosen Funktionär einer illegitimen Parteiinquisition.

Ob ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, das wird sich ja zeigen; einstweilen gestattet mir mein tragisches Geschick, die Funktionäre der Münchner Post von der heiteren Seite zu nehmen. Jedoch muß ich die Behauptung, daß ich „anscheinend im Einverständnis mit einem Teile des Parteivorstandes alle, die eine eigene Meinung zu äußern wagten, denunziert und verunglimpft hätte", in all ihren Teilen als eine dreiste Lüge zurückweisen und ebenso die Behauptung, daß die Leipziger Volkszeitung jemals die Absicht deutlich oder undeutlich verkündet habe, alle oder auch nur einige „Revisionisten" aus der Partei hinauszubefördern. Da jedoch die Leipziger Volkszeitung einmal in mein „verdientes Geschick" verflochten worden ist — und insofern logischer Weise, als der Vorstoß gegen mich allerdings in erster Reihe auch dem Leiter dieses Parteiblattes galt — so will ich noch in aller Kürze sagen, welche Rechnung sich die Leipziger Volkszeitung mit mir und welche Rechnung ich mir mit der Leipziger Volkszeitung gemacht habe.

Es ist meine Ueberzeugung, die irrig sein mag, aber sich auf ein jahrzehntelanges Studium der deutschen Arbeiterbewegung gründet, daß die Partei unter nichts so sehr leidet, als darunter, daß ihren Massen die prinzipiell-theoretische Schulung mehr oder weniger abhanden gekommen ist. Ich meine das in historischem Sinne, so wie ich es vor Jahr und Tag in der Neuen Zeit mit folgenden Worten ausgesprochen habe:

> Zum andern Teil erklärt sich das Verschwinden jenes großen theoretischen Sinns, den einst Marx an den deutschen Arbeitern rühmte, aus andern Gründen, zumal aus dem raschen und unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten der proletarischen Bewegung, das für jeden neuen Tag neue praktische Arbeit schafft. Trotz unseres Marxismus oder vielmehr dank ihm sind wir historisch genug geschult, um zu erkennen, daß die unmäßige und unverdiente Verachtung, der die Theorie heute in weiten Kreisen der Arbeiterklasse anheimgefallen ist, ihre großen entschädigenden Gegenseiten hat; wir sind gerade durch den Marxismus gänzlich vor jener melancholischen Stimmung geschützt, die Goethe einmal in die Worte kleidet: Dieweil mein Fäßlein trübe läuft, die Welt geht auf die Neige. Wir folgern aus der „theoretischen Konfusion", die von manchen „Praktikern" als der Idealzustand der Partei betrachtet zu werden scheint, vielmehr nur die Notwendigkeit, die Theorie um so höher zu halten und sie um so eifriger zu pflegen. Denn dazu sind wir Theoretiker, daß wir schärfer und weiter sehen, als die „Praktiker", denen die gewiß nicht minder wichtige Aufgabe obliegt, für des Tages Nahrung und Notdurft zu sorgen. Der Emanzipationskampf des Proletariats kann nicht wie ein Guerillakrieg geführt werden, von Tag zu Tag und von Ort zu Ort, ohne einen Generalstab; die Arbeiterklasse wird niemals siegen, wenn sie sich nicht auch geistig überlegen zeigt der alten und trotz aller kapitalistischen Zerrüttung noch immer mächtigen Kultur, die sie überwinden muß, um eine höhere Kultur zu schaffen.

So sehr aber die prinzipiell-theoretische Verflachung der Partei historisches Produkt ist, so gefährlich ist sie dennoch für die Partei. Drei Millionen Stimmen sind eine sehr schöne Sache, aber ein schlagfertiges Heer ist diese Masse erst dann, wenn wenigstens dreimalhunderttausend davon genau wissen, wohin denn nun eigentlich die Fahrt geht. Ob heute aber auch nur dreißigtausend Parteimitglieder prinzipiell-theoretisch so durchgebildet sind, wie vor zwanzig und dreißig Jahren die Masse der Partei war, das ist eine Frage, über die sich diskutieren ließe. Instinktiv empfinden das die Arbeitermassen auch sehr wohl und, erdrückt von praktischer Arbeit, wie sie sein mögen, lechzen sie doch nach nichts so sehr, als danach, die alten Banner wieder im Sturm des revolutionären Gedankens fliegen zu sehen. Allein ein beträchtlicher Teil der Parteipresse entzieht sich der großen Aufgabe, die ihm nach dieser Richtung angewiesen ist, und kein Parteiblatt entzieht sich dieser Aufgabe in so unverantwortlicher Weise, wie das Zentralorgan der Partei, wie der Vorwärts.

Gewiß nicht aus Pflichtvergessenheit oder auch nur Fahrlässigkeit. Der politische Hauptredakteur des Vorwärts ist überaus fleißig und geschickt, aktuell,

sensationell, großzügig, tiefgründig, kurzum, er hat alle Vorzüge eines modernen Journalisten und nur den einzigen Fehler, daß ihm das historisch-politische Verständnis der modernen Arbeiterbewegung fehlt. Als Hauptredakteur eines sozialdemokratischen Zentralorgans gleicht er der Stute Rolands, von der Chamisso singt: „Ausnehmend schön war die Stute, sie aber war leider tot." Ich sage das ohne jede persönliche Ranküne. Der Redakteur Eisner hat mich immer sehr bewundert, und nach der Emsigkeit der archivalischen Forschungen, die er über meine Vergangenheit anstellt, hege ich fast die verschämte Hoffnung, daß er meine Biographie zu schreiben beabsichtigt. Er hat mir drei- oder viermal die Ehre erwiesen, mich zur ständigen Mitarbeit am Vorwärts heranzuziehen, und wie er mir mit gutem Willen entgegenkam, so bin ich ihm mit gutem Willen entgegengekommen. Ich habe als Mitarbeiter des Vorwärts nie den leisesten Grund zu einer persönlichen Beschwerde über die Redaktion gehabt. Aber immer kam nach einigen Wochen oder höchstens Monaten der Augenblick, wo der Redakteur Eisner glaubte, ich spräche hottentottisch, und wo ich glaubte, er spräche irokesisch.

Ein Beispiel statt vieler! Im November 1900 hatte Göhre zwei Berliner Arbeiterversammlungen allerlei konfuses Zeug über wissenschaftliche Evangelienkritik vorgetragen; aus der Versammlung selbst hatte sich sofort lebhafter Widerspruch erhoben, aber mehr in ganz richtigem Instinkt, als mit klaren Gründen, da ja leider heute den Arbeitern im allgemeinen die Möglichkeit fehlt, sich in solchen Fragen ein selbständiges Urteil zu bilden. Ich hielt es nun für die Aufgabe des Zentralorgans, hier schlichtend vom Boden des Parteiprogramms aus einzugreifen, und sandte einen solchen Artikel an den Vorwärts. Bekam ihn aber zurück: Als persönliche Erklärung ja, als redaktionellen Artikel nein. Nun habe ich persönlich ungleich bessere Dinge zu tun, als das theologische Kauderwelsch des Göhre zu korrigieren, schickte den Artikel also nochmals zurück: Seht ihn euch doch an, es steht ja nichts Verfängliches darin. Bekam ihn wieder zurück: Tut uns furchtbar leid, weil gerade Sie es sind, aber es geht nicht.

Es war nun sonst nicht meine Gewohnheit, einen vom Vorwärts zurückgewiesenen Artikel der Neuen Zeit aufzuhängen, aber diesmal glaubte ich eine Ausnahme machen zu müssen. Ich veröffentlichte den Artikel als Berliner Brief in der Neuen Zeit, wo ihn jeder nachlesen kann: 19. Jahrgang, 1. Band, Seite 257. Und nie habe ich unter den Hunderten von Artikeln, die ich in der Neuen Zeit veröffentlicht habe, für einen so viele Komplimente aus der Partei erhalten, wie für diesen. Gewöhnlich meinten dann die Genossen, die mich dazu beglückwünschten: Schade, daß solche Artikel nicht im Vorwärts stehen. Wenn ich ihnen dann sagte, der Vorwärts habe diesen Artikel als redaktionelle Kundgebung zurückgewiesen, so pflegten sie händeringend zu fragen: Aber weshalb denn in aller Welt? Worauf ich nur antworten konnte: Weil die Redaktion des Vorwärts — oder um gerecht zu sein, denn in der Redaktion des Vorwärts gibt es auch ein paar ausgezeichnet geschulte Kräfte, die sich leider nur immer in der Minderheit befinden — weil die Mehrheit dieser Redaktion vollkommen farbenblind ist für die Bedingungen, Möglichkeiten und Notwendigkeiten des proletarischen Emanzipationskampfes.

Als nun der Versuch des Vorwärts, mit mir, und mein Versuch, mit dem Vorwärts zusammen zu kommen, zum dritten- oder viertenmal gescheitert war, kamen gerade die Leipziger Genossen zu mir und fragten, ob ich die Leitung ihres Blattes übernehmen wolle. Da gebrannte Kinder das Feuer scheuen, so habe ich ihnen von vornherein erklärt: Ja, aber nur unter der Bedingung, daß ihr ein Prinzipienblatt haben wollt, wie unsere alten Blätter in den sechziger, siebziger, achtziger Jahren waren. Das war nun just die Absicht der Leipziger Genossen, und so haben wir anderthalb Jahre zusammen gearbeitet. Es ist eine Lüge, daß die Leipziger Volkszeitung in dieser Zeit

die „Revisionisten" hat aus der Partei heißen wollen; es ist eine Lüge, daß sie die Parteigenossen, die eine eigene Meinung äußerten, denunziert und verunglimpft hat; es ist eine Lüge, wenn ein armseliger Philister behauptet, daß sie manche Artikel veröffentlicht habe, die ein Lockspitzel hätte schreiben können. Aber es ist wahr, daß sie während dieser anderthalb Jahre in diametral entgegengesetztem Sinne redigiert worden ist, wie der Vorwärts redigiert wird.

Meine Annahme, daß die Arbeitermassen gerade hiernach verlangten, hat sich denn auch durchaus bestätigt. Ich spreche nicht davon, daß die Leipziger Volkszeitung binnen Jahresfrist um mehr als zehntausend Abonnenten zugenommen, daß sie den prozentual günstigsten Abonnentenstand — im Verhältnis zu den Wählerziffern der beiden Kreise, für die sie bestimmt ist — in der ganzen Parteipresse besitzt, denn das mag auch auf andere Ursachen zurückzuführen sein. Aber jene „geradezu leitende" Stellung in der Partei, von der Genosse Auer sprach, verdankt sie ihrer prinzipienfesten und prinzipienklaren Politik.

Mir ist der Versuch ja verteufelt schlecht bekommen, aber die Leipziger Genossen werden sich nicht irre machen lassen. Sie verfügen über so viele tüchtige Kräfte, daß sie mich gut und gern entbehren können. Nichts hat mich in den letzten Wochen mehr erfreut, als daß ihre Zeitung nach dem Dresdner Parteitage noch viel klarer und schärfer redigiert war, als ich sie redigieren konnte.

Schluß.

So habe ich mein Versprechen eingelöst und Punkt für Punkt die Verleumdungen niedergeschlagen, die in Dresden gegen mich kolportiert worden sind. In einer Beziehung war die Sache leicht. Denn was hat man trotz aller Spürkraft der Bluthunde gegen mich aufzubringen gewußt? Die alten Scharteken von vor zwanzig Jahren, als ich eine feindselige Stellung zur Partei einnahm, die ich nie vor irgend jemand verheimlicht habe. Was ich damals in noch nicht sieben Jahren gefehlt haben mag, das habe ich in dreimal sieben Jahren, von denen jeder Tag ein Tag der Arbeit und des Kampfes war, vor meinem Gewissen gesühnt. Aus diesen dreimal sieben Jahren aber, was hat man mir anzuhaben vermocht? Nichts als daß ein Gewebe von Lug und Trug gesponnen wurde aus einzelnen Sätzen oder Worten vertraulicher Briefe, die ich vor elf Jahren an einen Menschen gerichtet habe, den ich damals für einen anständigen Menschen halten durfte.

Auf der anderen Seite freilich war dieses Gewebe von Lug und Trug mit so boshafter Heimtücke gesponnen, daß ich meine Rettung nicht meiner Kraft, sondern nur einem Zufall verdanke. Im Begriff, meine Wohnung zu wechseln, hatte ich einige Stöße alter Papiere zum Feuertode bestimmt, und darunter eine Reihe von Schriftstücken, ohne die ich diese Rechtfertigung nicht hätte schreiben können. Hätte der Parteitag vier Wochen später stattgefunden, so wäre ich verloren gewesen. Wenn die Wiener Arbeiterzeitung vor einigen Tagen über mein eisernes Gedächtnis und meinen archivalischen Bienenfleiß witzelte, so gestehe ich gern, daß mir jedes Verständnis für diese Sorte von Witz fehlt. Ich finde es gar nicht spaßhaft, daß man ein eisernes Gedächtnis und reich gefüllte Archive besitzen muß, um nicht eines schönen Tages aus der Mitte der deutschen Sozialdemokratie heraus hinterrücks gemeuchelt zu werden.

Ueber die sinnlose Lynchjustiz, die nach dem Dresdner Parteitage in einem Teil der Parteipresse und der Parteiversammlungen an mir geübt wurde, verliere ich kein Wort. Ich weiß auch sie historisch zu begreifen, als die häß-

liche Kehrseite des proletarischen Solidaritätsgefühls. Mitunter freilich überkam mich ein Gefühl brennender Scham, wenn ich als Lockspitzel, als journalistischer Lump, als katilinarische Existenz beschimpft wurde, ein Gefühl brennender Scham über die Leute, die sich zu Wortführern der Arbeiter aufwerfen, obgleich ihnen jede Spur jenes einfachen sittlichen Takts fehlt, aus dem heraus mir unbekannte Genossen aus der Masse der Partei schreiben: „Uns haben Sie die Gedankenwelt unserer großen Vorkämpfer Marx, Engels, Lassalle erschlossen und haben uns dadurch aus quälender Ungewißheit zum Lichte höchster menschlicher Erkenntnis geführt. So im wissenschaftlichen Sozialismus aufgehen kann nur ein edler Mann."

Am wenigsten bekümmerte mich, wenn ich morgens beim Frühstück las, daß die Enders in Chemnitz oder die Thiele in Halle oder die Elm in Hamburg oder die Kolb in Karlsruhe oder die Müller in München oder die Liepmann in Berlin das anmutige Lied sangen: Der Kerl muß aus der Partei und wüsche er sich weiß wie Schnee. Da sagte ich mir lachend: Ha, ihr muntern Wölflein, beißt mich nur aus der Partei. Ich habe im Dienste der Partei geschuftet, wie nur ein Proletarier im Joche des Kapitals schuften kann; die Arbeiten, die ich für die Partei geleistet habe, ließen sich nicht mit einem acht-, nicht einmal mit einem zehn-, oft genug nur mit einem zwölf- und mehrstündigen Arbeitstage bewältigen. Aber ich habe nie eine Zeile für die Partei geschrieben, die sie nicht verlangt hat, und wenn sie mich nicht mehr brauchen kann, nun wohlan denn, so stürze ich mich in die Wonne wissenschaftlicher Arbeit, so kann ich, ungestört durch alle Tagesplackerei und Zeitungsschreiberei, um so eifriger weiter bauen an dem Lebenswerke meiner großen Meister Marx, Engels und Lassalle, deren Erbe ich auf manchen und nicht unwesentlichen Gebieten besser verwalten kann, als irgend einer unter den Lebenden. Das steht über mir, wie es über der Partei steht. Meine Person mögen die Wölflein wegbeißen, aber an meinen Werken werden sie sich die Zähne zerbrechen. Die bleiben in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Da reicht kein Haß, kein Neid, keine Verleumdung heran.

Wenn diese Schrift veröffentlicht sein wird, bin ich in den Augen aller Menschen gerechtfertigt, an deren Achtung mir gelegen ist. Damit schließt der Handel für meine Person, aber damit beginnt er auch für die Partei. Ihr kann es sehr gleichgiltig sein, ob der moralische Meuchelmord in Dresden an einem beliebigen X oder Y versucht wurde, aber nicht gleichgiltig darf ihr die Frage sein, ob sich auf ihren Parteitagen hinterlistige Ueberfälle abspielen dürfen, von denen ich wiederhole, daß sie an feiger und schmutziger Perfidie in der Geschichte der verfaultesten Gesellschaftsklassen ihres Gleichen suchen. Darüber muß sich die Partei entscheiden, nicht um meinet-, sondern um ihretwillen.

Und so schließe ich mit einem herzlichen Worte des Dankes und Grußes an alle die, doch auch zahlreichen Parteigenossen, die mir, unbeirrt durch jede Infamie und ehe ich ein Wort der Rechtfertigung zu sagen brauchte, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen bewahrt haben.

Nachwort zur zweiten Auflage.

Die Literatenhetze.

Als ich meine Rechtfertigungsschrift abgefaßt hatte, sagte mir ein alter erfahrener Parteigenosse in Leipzig: „Sie haben sich eine ganz vergebliche Mühe gemacht. Ihre Freunde brauchen Sie nicht zu überzeugen, und die andern lassen sich nicht überzeugen. Bei denen handelt es sich nicht um Ihre Moral oder Ihre Unmoral, Ihr Recht oder Ihr Unrecht, sondern um die Beseitigung eines unbequemen Mannes. Und da gilt ihnen jede Waffe gleich."

In einer Beziehung war diese Meinung grundfalsch. Es gab noch eine dritte, sehr große und wichtige, ja die entscheidende Schicht der Partei, die mich in der Tat nicht und die namentlich meine Vergangenheit nicht kannte, die durch die Vorgänge in Dresden an mir irre geworden war und ein Recht hatte, zu verlangen, daß ich mich rechtfertigte. Diese Schicht der Partei von meiner Moral und von meinem Rechte zu überzeugen, war der notwendige Zweck meiner Rechtfertigung, und er ist, wie die große Mehrzahl der Parteiblätter zeigt, in einem Umfange erreicht worden, der mich mit aufrichtiger Freude und Genugtuung erfüllen darf. Mögen im proletarischen Klassenkampfe auch rauhe und manchmal selbst rohe Waffen geführt werden, in letzter Instanz sind seine Waffen immer ehrliche Waffen.

Um so mehr hatte mein Leipziger Berater aber darin recht, daß die andern nicht zu überzeugen seien. Ein Teil der Parteipresse hat meine Schrift nicht auf ihren sachlichen Gehalt geprüft, sondern tendenziöse Auszüge daraus gegeben und nur nach Haken gesucht, woran sich neue Angriffe und Anklagen knüpfen ließen. Es sind vorzugsweise solche Parteiblätter, die meine politische Vergangenheit bis ins kleinste hinein gekannt, die mich trotz dieser Vergangenheit gefeiert und gepriesen haben, oft in der überschwänglichsten und übertriebensten Weise, und die nun entschlossen sind, mich niederzureißen, koste es was es wolle. Sie zu überzeugen, ist so hoffnungslos, als wenn ich einen Mohren weiß waschen wollte. Und wenn ich jedes Wort, das sie gegen meine Broschüre geäußert haben, mit zwingendster Logik widerlegen wollte, sie würden doch wieder nach dem Muster und Rate jenes französischen Polizeimannes handeln: Gebt mir zehn gedruckte Worte von einem Manne, und ich bringe ihn damit an den Galgen. An diese Mohrenwäsche zu gehen fehlt mir jeder Anlaß und jede Neigung, eben um ihrer vollkommenen Hoffnungslosigkeit willen. Aber kennzeichnen will ich die Literatenhetze, um die es sich hier handelt, und zwar an je einem Beispiel aus den drei Parteiblättern, die sich am feindseligsten gegen meine Schrift verhalten haben. Weshalb ich mir diese Mühe mache, werde ich nachher ausführen.

In meiner Rechtfertigung sage ich, daß ich die Broschüre gegen Treitschke im Jahre 1875 auf Anregung und unter Zustimmung meines alten Lehrers Guido Weiß für dessen Wage, eine bürgerlich-demokratische Wochenschrift, geschrieben und

daß ich damals der sozialdemokratischen Partei zwar nicht angehört, aber nahe gestanden hätte. Ich mache diese Tatsache in keinem irgendwie entschuldigenden Sinne geltend; ich erwähne sie vielmehr, weil ich in meiner Rechtfertigung in jedem Punkte nach meinem besten Wissen und Gewissen die Wahrheit sagen mußte. Für die Wahrheit der Tatsache, daß ich damals der Partei nicht angehört, sondern nur nahe gestanden habe, berufe ich mich auf das Zeugnis, das Bebel in Dresden gab, und auf die Reichstagsrede Hasenclevers vom 17. April 1880, worin er gegen mich sprach; inzwischen kann ich noch einen beweiskräftigeren Zeugen in dem Genossen Frohme stellen, der auf dem Parteitage von 1876, also ein Jahr nach dem Erscheinen der gegen Treitschke gerichteten Schrift, ausdrücklich von mir als von „einer der Partei nahestehenden Person" gesprochen hat. Alle aus jener Zeit noch überlebenden Parteigenossen können und werden nichts anderes sagen. Wenn die Preußischen Jahrbücher meinen, dieser ganze Streit sei nicht der Rede wert, so habe ich dagegen wenig oder nichts einzuwenden. Aber ich wiederhole noch einmal: ich habe die Tatsache, daß ich der Partei damals nur nahe gestanden und nicht angehört habe, nicht in einem entschuldigenden Sinne gemacht; ich habe sie einfach erwähnt, weil ich in meiner Rechtfertigung der Wahrheit treu bleiben mußte und wollte.

Gleichwohl erhebt nun die Frankfurter Volksstimme den schweren Vorwurf gegen mich, ich hätte damit einen „Verschleierungsversuch" gemacht. Sie führt ihren angeblichen Beweis, indem sie aus der anonymen Schrift gegen Treitschke, von der ich sage, sie sei vom Arbeiterstandpunkte aus geschrieben worden, einzelne Sätze und Worte herausgreift, worin ich von „meiner Partei" u. s. w. spreche, wie das durch den Charakter der Schrift als einer vom Arbeiterstandpunkt aus geschriebenen Widerlegung bedingt war. Der Redakteur der Frankfurter Volksstimme ist ein Literat und weiß sehr gut, daß es eine oft gebrauchte literarische Methode ist, einen hochmütigen Nichtswisser dadurch zu verspotten, daß man ihm aus dem Gedankenkreise derer, auf die er mit unendlicher Verachtung herabsieht, zu widerlegen sucht. Deshalb erschien das Schriftchen auch anonym, als „sozialistische Replik". Ich halte diese Methode auch heute noch für erlaubt, wenn man nur gegen die Sache und nicht etwa gegen die Person kämpft, was die kleine Schrift, die der Person Treitschkes sogar große Komplimente macht, eben nicht tut. Sollte aber die Frankfurter Volksstimme diese Methode verwerfen, so habe ich mir auch das gefallen zu lassen; ich würde dann etwa nur sagen: na, ich war damals ein junger Kerl, und mein alter Lehrer, dessen literarischer Anstand so fein war wie seine literarische Kunst, hatte das Schriftchen sogar angeregt. Allein wenn die Frankfurter Volksstimme diesen ihr ebenso bekannten wie verständlichen Sachverhalt dahin verdreht, ich machte „Verschleierungsversuche", weil ich leugnete, im Jahre 1875 der Partei angehört zu haben, während ich doch in der Schrift gegen Treitschke als Sozialdemokrat aufträte, so treibt sie eine Rabulistik, der es nicht um Recht oder Unrecht, um Moral oder Unmoral, sondern nur darum zu tun ist, mich um jeden Preis moralisch umzubringen. Ebenso wie dasselbe Blatt seinen Lesern die urkundlichen Zeugnisse unterschlägt, worin sich Harden mir gegenüber als angehenden Sozialdemokraten bekennt, nur um mir nachreden zu können, ich hätte die Karte über Schoenlank an einen Parteigegner geschrieben.

Die Wiener Arbeiterzeitung wieder findet, ich hätte die Anklagen, die Bernhard nach dem Vorgange Georg Adlers wegen der Parallelstellen in der ersten und der zweiten Geschichte der Sozialdemokratie vorgebracht habe, mit keinem Worte erwähnt. Dies staatsmännisch-bekümmerte Kopfschütteln ist dann sofort von andern Gegnern dahin erläutert worden, die schwerste Anklage hätte ich überhaupt nicht widerlegen können. So will ich mir denn die Selbstüberwindung auferlegen, auch darüber zu reden, nicht um mich zu verteidigen, sondern um die Kampfweise meiner Gegner zu kennzeichnen.

Als ich im Jahre 1893 daran ging, meine Parteigeschichte zu schreiben, mußte ich mir natürlich die Frage vorlegen, wie ich mich bei dieser Arbeit zu meiner älteren Schrift stellen wollte, die in ihrer letzten Auflage fünfzehn Jahre früher erschienen war. Da boten sich mir zwei Wege. Entweder sah ich bei jeder Zeile, die ich schrieb, in die ältere Schrift zurück, um den Gegensatz zwischen meinem früheren und meinem nunmehrigen Standpunkt möglichst zu verschleiern und dadurch allen wohlfeilen Angriffen vorzubeugen. Oder ich ließ die ältere Schrift ein für allemal beiseite liegen und stellte den historischen Stoff in aller Unbefangenheit dar, wie ich ihn nach meinem besten Wissen und Gewissen erforscht hatte, auch

auf die Gefahr hin, daß ich in manchem Punkte das genaue Gegenteil von dem sagte, was ich vor fünfzehn Jahren gesagt hatte, und somit jedem beliebigen Narren oder Schelmen eine Handhabe bot, mich auszuziehen. Weshalb ich diesen zweiten Weg wählte, brauche ich niemandem zu sagen, der von historischer Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlicher Arbeit auch nur eine blasse Ahnung hat; ich habe in den fünf Jahren, wo ich an meiner Parteigeschichte arbeitete, nie auch nur einen Blick in die ältere Schrift geworfen.

Auf diese Weise lassen sich aus meiner Parteigeschichte ein halbes oder ganzes Dutzend von Sätzen herausgreifen, die, einem halben oder ganzen Dutzend Sätzen aus meiner Schrift gegen die Sozialdemokratie gegenübergestellt, krasse Widersprüche ergeben. Nichts wäre leichter gewesen, als diese Widersprüche zu vermeiden, wenn ich diesen kleinen Vorteil der Eitelkeit nicht mit dem unendlich weit größeren Opfer hätte erkaufen müssen, durch stete Berücksichtigung der früheren die Unbefangenheit der späteren Schrift zu verlieren. Ich schulde auch der bürgerlichen Kritik, so viel sie immer an meiner Parteigeschichte auszusetzen hatte, dennoch die Anerkennung, daß sie sich die abgeschmackte Perfidie versagt hat, jene sich widersprechenden Sätze gegen mich auszuschlachten; der Rezensent der Münchner Allgemeinen Zeitung, der beide Schriften genau miteinander verglichen hat, bestätigt nur, daß die spätere Schrift, wie er von seinem bürgerlichen Standpunkt aus gewissermaßen mit Bedauern feststellt, ungleich fleißiger und sorgfältiger gearbeitet sei, als die erste. Und so auch andere bürgerliche Rezensenten. Nur einen Narren oder Schelmen gab es in der bürgerlichen Kritik, dessen wissenschaftliches Genügen sich in jener abgeschmackten Perfidie erschöpfte: einen der giftigsten Parteigegner, den kapitalistischen Schönfärber Georg Adler, der meine Person früher mit ausgesuchten Lobsprüchen überschüttet hat, aber seitdem ich seinen Verdächtigungen der Partei im Interesse der Partei entgegengetreten bin, mich mit wütendem Hasse verfolgt. Er stellte jene sich widersprechenden Sätze einander gegenüber und hausierte damit in der kapitalistischen Presse. Zuletzt vor vier Jahren in einem Artikel der Zukunft, wo er in Harden einen wohlwollenden Abnehmer fand.

Ich habe seinen Artikel augenblicklich nicht zur Hand und weiß deshalb nicht, ob er schon die glorreiche Entdeckung gemacht hat, daß ich in der späteren Schrift die frühere einfach ausgeschrieben und nur immer Nein in Ja und Unwahr in Wahr umgewandelt haben soll, oder ob die Ehre dieser Entdeckung dem Bernhard gebührt, der damit den Dresdner Parteitag haranguierte. Ich habe noch nie in meinem Leben einer gegen mich gerichteten Anklage das „Schweigen der Verachtung" entgegengesetzt und kenne nicht leicht eine mir widerlichere Phrase, aber diesmal glaubte ich sie allerdings anwenden zu können. Ich glaubte einem Vorwurfe gegenüber, von dem ich für mein Teil nicht entscheiden kann, ob er blödsinniger oder niederträchtiger ist, mein Werk für mich sprechen lassen zu dürfen; ich glaubte auch im Interesse der Partei so handeln zu müssen. Denn wenn ich fähig wäre, ein frivol zusammengeplätztes Machwerk herauszugeben, so wäre das arg genug für mich, aber es wäre noch weit ärger für die Partei, wenn sie ein solches Machwerk seit fünf Jahren in ihrer Literatur führte und sozusagen als standard work betrachtete. Bekannt ist jener Artikel des Georg Adler in der Partei schon seit Jahren; er spielte die Hauptrolle in dem schiedsgerichtlichen Verfahren Berthold-Mehring, wobei ich anerkennen muß, daß selbst Berthold, dem es sehr nahe gelegen hätte, sich nicht so weit weggeworfen hat, dieses Zeug gegen mich auszunutzen. Mindestens ein Mitglied des Vorstandes und dazu sämtliche Kontrolleure haben seit Jahren um diese angebliche Anklage gegen mich gewußt, ohne daß es Einem eingefallen wäre, ein Wort darüber zu verlieren.

Auch nach dem Dresdner Parteitage ritten meine Gegner auf der Postkarte über Schoenlank und meiner Mitarbeit für die Zukunft herum. Erst nachdem ich mit diesen Histörchen aufgeräumt hatte, tauchen die „Parallelstellen" auf, als mein eigentliches Verbrechen, das ich nicht einmal zu rechtfertigen wagte, unter der Führung derselben Wiener Arbeiterzeitung, die mich noch vor wenigen Monaten als einen fleißigen und gewissenhaften Historiker feierte. Ich will nun an einem Beispiele zeigen, wie ich gerade um meines Fleißes und meiner Gewissenhaftigkeit wegen verdächtigt werde, und zwar an dem einzigen Beispiele, wo wenigstens ein gewisser Gleichklang der Worte dafür sprechen könnte, als hätte ich einen Satz aus der älteren Schrift, nur in umgekehrtem Sinne, in die neuere übernommen. Ich sage in der älteren Schrift von den parlamentarischen Anfängen der Sozialdemokratie: „Positiv blieb es nach wie vor ein und dieselbe Rede, wer immer

und worüber er sie hielt", in der neueren aber: „Es ist nicht wahr, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur die eine sozialdemokratische Rede gehalten haben." Was ich in der älteren Schrift sage, war ein Widerhall dessen, was damals in der bürgerlichen Welt überall gesagt wurde; als ich die antisozialistische Literatur der siebziger Jahre für die spätere Schrift durchforschte, trat mir dieser Vorwurf überall entgegen; ich habe darauf hin die nicht ganz mühelose Arbeit auf mich genommen, die stenographischen Berichte des Reichstags durchzusehen, und bin zu dem Ergebnis gekommen: „Es ist nicht wahr, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur die eine sozialdemokratische Rede gehalten haben. Ohne nach den zweifelhaften Lorbeeren parlamentarischer Beredsamkeit zu trachten, sprachen sie einfach und klar und sachlich über jede Frage, bei der sie zum Worte kamen." Man sieht an diesem Beispiele zugleich, wie vernünftig ich daran tat, die erste Schrift zu sekretieren, solange ich an der zweiten schrieb; hätte ich gesehen, wie scharf die beiden Sätze aufeinander stießen, so wäre ich am Ende doch der Versuchung unterlegen, den nunmehr klar und plan ausgedrückten Gedanken in einer verschwimmenden Form zu umschreiben.

Genug, ich wiederhole, daß ich in den fünf Jahren, wo ich an meiner Parteigeschichte schrieb, auch nicht einen Blick in die frühere Schrift getan habe. Wer mir das nicht glauben will, nun, dem kann ich auch nicht weiter helfen; meine Parteigeschichte hat schon andere Dinge niedergelebt, als diesen greulichen Schwindel. Wer sich jedoch in diesem Schwindel selig fühlt, mag meinetwegen auch darin selig werden. Nur sollte er so konsequent sein, beim nächsten Parteitage den Antrag zu stellen, daß ein so schamlos zusammengesudeltes Machwerk aus der Parteiliteratur gestrichen werde. Ich sehe dieser Prozedur sehr fröhlichen Gemütes entgegen.

Am schärfsten spiegelt sich die gegen mich betriebene Literatenhetze in einer langen Erklärung wieder, die von den Redakteuren Eisner und Gradnauer im Vorwärts vom 25. Oktober d. J. gegen meine Rechtfertigung veröffentlicht worden ist. Ich hatte ausdrücklich anerkannt, daß ich als Mitarbeiter des Vorwärts nie den leisesten Grund zu einer persönlichen Beschwerde über die Redaktion gehabt hätte und daß Eisner mir mit gutem Willen entgegengekommen sei, wie ich ihm; nur daß immer nach einigen Wochen oder Monaten der Augenblick gekommen sei, wo wir uns prinzipiell nicht mehr verstanden hätten. Wenn Eisner-Gradnauer dagegen hervorheben, daß ich ihnen während all der Jahre — tatsächlich waren es noch nicht zwei Jahre — mit keiner Silbe einen Vorwurf oder auch nur eine Bemängelung wegen ihrer prinzipiellen oder taktischen Redaktionsführung gemacht hätte, so ist das insofern ganz richtig, als ich nicht ihr Vorgesetzter war und gar kein Recht hatte, ihnen Vorwürfe oder Bemängelungen auszusprechen, aber ich wiederhole, daß unser Verhältnis, wie ich es einmal ihnen gegenüber ausdrückte, eine „gegenseitige Quälerei" war, womit ich sagen wollte, daß wir uns von beiden Seiten mit ehrlicher Absicht entgegenzukommen bemühten, und doch nie wegen unserer prinzipiellen und taktischen Differenzen zusammenkommen konnten.

Uebrigens billige ich ihnen in diesem Punkte gern den guten Glauben zu. In allen prinzipiell-taktischen Fragen sprechen sie und ich eben verschiedene Sprachen. Wenn sie in ihrer Erklärung vom 25. Oktober sagen:

> „Es kommt wirklich nicht darauf an, an Sonn- und Feiertagen einmal sogenannte Prinzipienartikel zu veröffentlichen; die wichtigere Aufgabe ist vielmehr, jeden Artikel, jede Notiz Tag für Tag mit dem sozialistischen Geist zu durchdringen. Der Sozialismus soll nicht äußerlich dann und wann gepredigt werden, er soll leben in allem, was die Zeitung bringt,"

wenn sie mir also die Meinung unterschieben, ich verstünde unter Prinzipienpolitik solche Sonn- und Feiertagsartikel, wie sie der Vorwärts in der Tat zu bringen pflegt, und wenn sie als ihre Leistung rühmen, daß jeder Artikel, jede Notiz des Vorwärts von sozialistischem Geiste durchdrungen sei, so bestätigen sie damit schlagend meine Ansicht, daß ich für sie hottentottisch spreche und sie für mich irokesisch.

Hierüber mit ihnen zu streiten, wäre unnütze Verschwendung von Druckerschwärze und Papier. Sie lassen sich aber nicht an einer Abwehr genügen, der ich den guten Glauben nicht abstreiten will, sondern sie gehen dazu über, meine prinzipiell-theoretische Auffassung der Parteifragen als den Ausfluß einer persönlichen Charakterschwäche darzustellen, indem sie mich als einen mißtrauischen und reizbaren, unter einer schuldbeladenen Vergangenheit keuchenden Menschen schildern, der unter dem Vorwande „prinzipieller Differenzen" seinen Launen, Schrullen,

Zänkereien nachgehe. Das ist kein ehrlicher Kampf, sondern eine Literatenhetze, die mit unredlichen Waffen ficht. Von der Art dieser Waffen werden die Leser einen Begriff gewinnen, wenn ich die entscheidenden Sätze der von Eisner und Gradnauer veröffentlichten Erklärung durchgehe.

Sie beginnen also:

„Die ständige Mitarbeiterschaft Mehrings am Vorwärts, die zuvor durch seinen Zwist mit Liebknecht unmöglich war, ist durch die gegenwärtige politische Redaktion herbeigeführt worden. Sie begann wohl 1898, erst nur sporadisch, dann häufiger, zu Zeiten ständig und regelmäßig. Die Mitarbeiterschaft Mehrings am Vorwärts dauerte auch fort, als er bereits feste Beziehungen zur Redaktion der Leipziger Volkszeitung geknüpft hatte."

Das sonderbare Wesen dieser ständig-sporadisch-häufiger-ständig-regelmäßigen Mitarbeit gravitiert um meinen „Zwist" mit Liebknecht. Dieser „Zwist" bestand darin, daß zwischen Liebknechts und meiner Familie in der ersten Hälfte der neunziger Jahre gesellschaftlicher Verkehr bestand, in der zweiten Hälfte aber nicht mehr. Weshalb dieser Verkehr einschlief, geht die Oeffentlichkeit nichts an. In öffentlichen Fragen hat zwischen Liebknecht und mir niemals ein „Zwist" bestanden, bis auf die rein historische Frage über Schweitzers Charakter und Tätigkeit, in der ich auch mit Bebel im „Zwiste" lebe. Weder war Liebknecht, noch war ich der Mann, unsere gesellschaftliche Entfremdung auf unsere öffentliche Tätigkeit zurückwirken zu lassen. Auch in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre habe ich, wenn ich es im Parteiinteresse für notwendig hielt, Einsendungen an den Vorwärts gemacht, die Liebknecht unter der gleichen Voraussetzung bereitwillig aufnahm. Nach der Zeitrechnung der Eisner und Gradnauer hat meine ständige Mitarbeit im Jahre 1898, also zu Lebzeiten Liebknechts, begonnen. Tatsächlich begann diese Mitarbeit, soweit sie ständig war, allerdings erst im Oktober 1899, indessen auch damals lebte Liebknecht noch. Gerade unter seiner Chefredaktion, im Winter von 1899 bis 1900, ist meine Mitarbeit am Vorwärts am eifrigsten gewesen; Beweis neben vielen kleineren Arbeiten die umfassenden historischen Uebersichten zur Jahrhundertwende und die längere Reihe von Artikeln zur Flottenfrage, die später als Broschüre im Verlage des Vorwärts erschienen sind. So wahr ist es, daß mein „Zwist" mit Liebknecht meine Mitarbeit am Vorwärts unmöglich machte, aber dieser „Zwist" mußte nun einmal die Leitfanfare der ganzen Katzenmusik sein.

Es steht nicht anders um die Mitarbeit, die fortgedauert haben soll, auch nachdem ich bereits feste Beziehungen zur Redaktion der Leipziger Volkszeitung geknüpft hätte. Wenn meine ständige Mitarbeit am Vorwärts im Oktober 1899 begann, so gab ich sie, nach drei- oder viermaliger Unterbrechung, Ende Mai 1901 auf. Gleich darauf fragten die Leipziger Genossen bei mir an, und obgleich wir sofort prinzipiell einig waren, durchlief die formale Regelung meiner Stellung zu dem Leipziger Parteiblatt verschiedene Phasen, bis sie im April 1902 die Gestalt gewann, die bis zum Dresdner Parteitag gedauert hat. In dieser Zeit habe ich für den Vorwärts nicht gearbeitet. Im Anfang April 1902 aber erkrankte mein alter Freund und Landsmann Gustav Kauffmann unter den bekannten Umständen, und da der Vorwärts sich des gemißhandelten Mannes mit dankenswerter Energie annahm, habe ich ihn aus meiner genauen Kenntnis der Dinge, teils aus eignem Antriebe, teils auch auf seinen Wunsch, mit einem Artikel, einigen Notizen und sonstigen Informationen unterstützt. Diese gelegentliche Betätigung an einer einzelnen Frage schloß aber keineswegs, wie Eisner und Gradnauer nunmehr andeuten, eine Billigung ihrer prinzipiell-taktischen Redaktionsführung ein.

2. Sie behaupten weiter:

„So blieb es auch, als Mehring sich bereits der Leipziger Volkszeitung zugewendet hatte. Als im Sommer 1902 die Leipziger Volkszeitung eine wüste Polemik gegen den Vorwärts — auf eine falsche Einbildung hin — vom Zaune brach, versicherte uns Mehring, indem er für die Verteidigung eines Artikels der Leipziger Volkszeitung dankte, wiederholt brieflich, wie unangenehm ihm diese Haltung des Blattes sei und für wie ungerechtfertigt er die Angriffe auf uns halte; er habe Vorsorge getroffen, daß sich das nicht wiederhole."

Ende Mai 1902 wurde der Chefredakteur Pleißner vom Leipziger Generalanzeiger wegen Majestätsbeleidigung verhaftet. Am Tage darauf veröffentlichte der Vorwärts eine Notiz über diese Verhaftung, die von Leipziger Genossen als eine versteckte Reklame für Pleißner aufgefaßt wurde, indem sein „freimütiger und echter Monarchismus", sein „loyaler Freimut" dem Monarchismus nach Harden-

schem Muster gegenübergestellt wurde. Nun war Pleißner nicht nur ein gehässiger Gegner der Leipziger Genossen, sondern machte dem Leipziger Parteiblatte mit seinem Generalanzeiger auch eine unlautere Konkurrenz; zu alledem war er eine Persönlichkeit, auf die eine Charakteristik von „loyalem Freimut" und dergleichen so paßte, wie die Faust aufs Auge. Endlich hatte der Redakteur Stampfer, als er früher an der Leipziger Volkszeitung tätig war, intimen Verkehr mit dem intimen Parteigegner Pleißner gepflogen, was von den Leipziger Genossen übel vermerkt worden war. So waren sie der Ansicht, daß die verwunderliche Notiz des Vorwärts von dessen nunmehrigen Mitarbeiter Stampfer herrührte.

Nicht in einer „wüsten Polemik", sondern in einer vom formalen Standpunkt aus unanfechtbaren, jede Anspielung auf Stampfer vermeidenden Notiz protestierte deshalb die Leipziger Volkszeitung gegen die eigentümliche Würdigung des Falles Pleißner durch den Vorwärts. Dieser antwortete im Tone der gekränkten Unschuld und behauptete, daß er den Pleißner nur habe verspotten wollen. Um diese Polemik nicht ins Uferlose auswachsen zu lassen, hielt ich mich für verpflichtet, im Interesse des Parteifriedens einzugreifen. Nach meiner Ansicht hatten die Leipziger vollkommen recht, wenn Stampfer der Verfasser war, denn dann war die Notiz absichtlich so gefaßt, daß eine Reklame für Pleißner herausspringen sollte; im andern Falle war sie von jemand, der vielleicht spotten wollte, aber jedenfalls nicht spotten konnte, abgefaßt worden, und konnte dann als eine mißglückte Tagesleistung passieren, wie sie jeder Zeitung einmal unterläuft und deshalb zwischen Parteiblättern nicht zum Gegenstande polemischer Auseinandersetzungen gemacht werden sollte. Von diesem meinem Standpunkt aus machte ich den Redakteur Eisner auf die etwaige Autorschaft Stampfers vertraulich aufmerksam und erhielt von ihm folgende Antwort:

Groß-Lichterfelde, Potsdamer Straße 44, 3. Juni 1902.

Sehr verehrter Herr Kollege!

Für Ihre Aufklärung danke ich Ihnen verbindlichst. Wir wissen nun wenigstens, welchen Sinn und Zweck jene Polemik der Leipziger Volkszeitung hat. Dennoch glaube ich, Sie werden uns in unserer Auffassung beistimmen, daß eine derartige polemische Methode schlechterdings unzulässig sei, die nur geeignet sein kann, überall Nürnberger Verhältnisse hervorzurufen. Wohin kommen wir, wenn man irgend eine Notiz, die an sich einwandfrei ist, nur deshalb angreift, weil man als ihren Verfasser eine Person vermutet, mit der man persönliche Differenzen gehabt hat? Wenn die Redaktion der Leipziger Volkszeitung den Verdacht hatte, daß wir uns ahnungslos von dem Genossen Stampfer für unsaubere Freundschaftsdienste mißbrauchen ließen, so war es Pflicht der Redaktion, uns brieflich zu informieren und zu warnen. Aber diese versteckte, äußerlich sinnlose Polemik in der Oeffentlichkeit ist nicht zu billigen. Ich gestehe auch — ohne mir ein Urteil über Recht und Unrecht im Falle St. anzumaßen — daß diese Art Verfolgungen eines im Unfrieden geschiedenen Kollegen einen sehr ungünstigen Eindruck auf mich machen.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener Kurt Eisner.

„Mißtrauisch", wie ich bin, habe ich in diesem Briefe mit seiner behren Entrüstung über die Leipziger Uebeltäter die Verleugnung der Stampferschen Autorschaft gesehen und habe diese Ansicht stets gegenüber der Leipziger Redaktion vertreten, die nach wie vor dabei blieb, Stampfer habe die Notiz verfaßt. Hätte ich irgend einen Zweifel gehabt, wie ich ihn nicht gehabt habe, so wäre er dadurch erstickt worden, daß Stampfer mir gleichzeitig einen Brief sandte, worin er die Gewogenheit hatte, mich zu versichern, daß er mich nicht für den „unsinnigen und feigen Lumpenstreich" verantwortlich machen wolle, der in Leipzig von einem „unanständigen Burschen" gegen ihn verübt worden sei, und daß der Vorwärts nach wie vor von einer „vagen Vermutung" und — wie die Redakteure Eisner und Gradnauer noch neuestens — von einer falschen Einbildung sprach, auf die hin damals die angeblich „wüste Polemik" von Leipzig her hervorgerufen sei. Ich bin meines, durch den Redakteur Eisner hervorgerufenen, Irrtums erst vor einigen Tagen dadurch überführt worden, daß Stampfer selbst sich als Verfasser der Notiz über Pleißner meldete.

Mein „Mißtrauen" wurde dann allerdings wach, als der Vorwärts bald darauf eine heftige Polemik gegen die Leipziger Volkszeitung vom Zaune brach, wegen eines Artikels über bayrische Verhältnisse. Da er bei dieser Polemik keine

Seide spann, so suchte er sich an dem Genossen Jaeckh zu rächen, indem er einen alten, von Jaeckh verfaßten Artikel aus dem Schwabenspiegel ausgrub, durch den Jaeckh in einen kompromittierenden Gegensatz zu dem von ihm gar nicht verfaßten bayrischen Artikel gebracht werden sollte. Jedoch fühlte der Redakteur Eisner selbst das Bedürfnis, sich wegen dieses Streichs bei mir zu entschuldigen. Als er mich am 14. Juli um eine Information in Sachen des Falles Kauffmann ersuchte, benutzte er den Anlaß, mir lang und breit die „Reinheit der Absicht" klarzulegen, womit er gegen Jaeckh vorgegangen sei, gestand reumütig: „Wir hätten natürlich die Polemik auch dann begonnen, wenn wir gewußt hätten, daß J. nicht der Verfasser des bayrischen Artikels gewesen wäre, aber das Persönliche wäre dann unsrerseits vermieden worden," — wenn Jaeckh richtig vermutet, entstehen „Nürnberger Verhältnisse", wenn Eisner falsch vermutet, entsteht hingegen „Reinheit der Absicht" — und schloß mit dem Bekenntnis:

„Wenn die Leipziger Volkszeitung die Halluzinationen des Genossen . . . . (ich lasse hier den Namen eines Genossen aus, der nichts mit dem gegenwärtigen Streite zu tun hat) abdruckt, daß wir — ein unendlich heimtückisches und gemeines Verfahren unsrerseits — die Leipziger Volkszeitung oder gar die von ihr vertretene Anschauung unter heuchlerischer Maske zu kompromittieren oder zu verderben strebten, so fehlt mir das Verständnis dafür, daß ein ernsthaftes Blatt derlei krankhafte Beschuldigungen wiederholt. Wenigstens würde ich sogleich den Antrag stellen, daß die Kerle, die am Vorwärts ein so schmutziges Handwerk trieben, sofort aus der Partei ausgeschlossen würden."

Vor so teuren Eiden schmolz auch mein „Mißtrauen", und ich leugne nicht nur nicht, sondern bin stolz darauf, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Blättern herzustellen, selbst wenn ich, wie in dem Pleißnerschen Falle, über die wahre Sachlage getäuscht, dem mir näherstehenden Blatte unrecht geben mußte. Ob ich das „wiederholt" und ob ich es gerade in der Form getan habe, wie Eisner und Gradnauer behaupten, muß ich dahingestellt sein lassen, da ich damals noch des holden Wahns lebte, daß überall in der Partei Treu und Glauben herrsche, und daß ich somit Abschriften von Briefen, die ich im Interesse des Parteifriedens an einen Redakteur des Vorwärts richtete, nicht zurückzubehalten brauche. Wohl aber muß ich es als einen groben Vertrauensmißbrauch bezeichnen, daß Eisner und Gradnauer meine damaligen vertraulichen Briefe jetzt an die Oeffentlichkeit zerren, in einem Augenblicke, wo diese Veröffentlichung weder einen Grund noch einen Zweck, sondern nur die Wirkung hat, meine Rückkehr in meine Leipziger Stellung zu erschweren und dadurch das Leipziger Parteiblatt zu schädigen, das gewiß nicht auf mich angewiesen ist, aber unter der Fortdauer des gegenwärtigen Provisoriums schwer leidet.

3. Eisner und Gradnauer fahren dann fort:

„Erst durch den Münchner Parteitag trat die entscheidende Wendung ein, jener persönliche Konflikt, der in der Tragödie Mehringscher Irrungen stets die Lösung des psychologischen Rätsels bildet. Auf der Generalversammlung des Vereins Arbeiterpresse kam es zu einem Zusammenstoße zwischen Eisner und Mehring, ganz unvermutet und ungewollt, aus der Stimmung des Augenblicks geboren. Seitdem lebt Mehring in dem Wahn, Eisner verfolge ihn. In Notizen des Vorwärts, mit denen Eisner nicht das mindeste zu tun hatte, witterte er seine boshafte Tücke. Zunächst schoß Mehring los, indem er Aeußerungen Eisners in jener Generalversammlung tendenziös entstellt der Oeffentlichkeit preisgab."

Diese Darstellung der Redakteure Eisner und Gradnauer ist in dem entscheidenden Punkt wissentlich unwahr. Sie verschweigen absichtlich, daß der Vorwärts den Streit begann, indem er sich in die Wittichsche Angelegenheit mischte und zwar in einer Weise, die den Leipziger Genossen bitteres Unrecht tat. Ebenso mischte sich oder wurde der Verein Arbeiterpresse in diese Angelegenheit gemischt, nicht durch mich und auch nicht durch die Leipziger Genossen. Erst auf den ausdrücklichen Wunsch dieser Genossen, denen in einer Sache, in der sie nicht der geringste Vorwurf traf, übel mitgespielt wurde, habe ich die Einmischung des Vorwärts und des Vereins Arbeiterpresse bekämpft. Daß ich dabei auf die Debatten, die eben auf der Generalversammlung dieses Vereins geführt worden waren, zurückgegriffen habe, ergab sich aus der Natur der Sache; daß ich jedoch die Aeußerungen Eisners „tendenziös entstellt" wiedergegeben haben soll, muß ich bestreiten. Ich halte die von Eisner im Verein Arbeiterpresse vertretene Richtung allerdings für partei-

schädlich, aber aufgeregt habe ich mich deshalb noch keine Sekunde, und als Eisner mir wegen meiner angeblichen „tendenziösen Entstellungen" einen erzgroben Brief schrieb, den man sehr übelnehmen konnte, ohne deshalb schon „mißtrauisch" oder „reizbar" zu sein, habe ich ihm ehrlich die Hand zum Ausgleich geboten und ihn gebeten, mir die Freude seines Besuchs zu machen, damit wir uns über die Sache einigen könnten. Erst als er verlangte, ich solle im voraus mein Unrecht in der Frage bekennen, über die ich mich mit ihm verständigen wollte, mußte ich ihn laufen lassen.

4. Ohne irgend einen Beweis unterstellen Eisner und Gradnauer mir dann, durch den von Eisner in mir erzeugten Verfolgungswahn sei ich immer „prinzipieller" geworden. Greifbarer werden sie in ihren Beschimpfungen erst wieder mit dem Satze:

„Mehring spielt auf ein Gedicht Chamissos an, in dem die formgewandten, aber innerlich kalten Dichterlinge verspottet werden. Eisner sei eine „ausnehmend schöne Stute, aber leider tot". Mehring, der „seltsame Roßkamm", kommt dabei in die noch üblere Lage Rolands; denn er war es, der bereits vor fast zwölf Jahren die tote Stute der Partei fast begeistert zur Erwerbung empfahl. Doch das ist schließlich nur ein neuer Beweis für die Mehringsche Virtuosität in der Umkehrung von Urteilen über Personen."

Leider zeichnet sich dieser neue Beweis keineswegs dadurch vor den alten aus, daß er nicht erfunden wäre. Im Herbst 1892 besprach ich in der Neuen Zeit eine Schrift Eisners, worin man mit der gewaltsamsten Interpretationskunst, sei es nun in oder zwischen den Zeilen, vergebens nach den Gedanken suchen wird, daß ich den Verfasser der Partei zur Erwerbung empfähle. Ich schildere ihn vielmehr als ein noch leidlich konfuses, aber sonst hoffnungsvolles Talent, das sich auf halbem Wege von Nietzsche zum Sozialismus befinde. Seitdem hatte ich eine günstigere Ansicht über Eisner gewonnen, aber wenn diese „Virtuosität" ein Verbrechen sein soll, so kann ich es zur Not auch noch mit meinem kritischen Gewissen vereinigen, mein Urteil von 1892 zu unterschreiben.

5. Eisner und Gradnauer wollen dann noch auf zwei „Einzelheiten" eingehen, zunächst auf den von ihnen zurückgewiesenen Artikel über Christentum und Sozialdemokratie. Sie schreiben:

„Es kann nicht aus jedem Privatinteresse — Mehring führten seine Studien über die Heilige Familie gerade damals in theologische Probleme — eines Parteischriftstellers eine Parteiaktion gemacht werden. Als individuelle Meinungsäußerung war uns der Artikel willkommen. Für eine redaktionelle, gleichsam parteioffizielle Stellungnahme zu bibelkritischen Anschauungen eines einzelnen Parteigenossen lag gar kein Grund vor. Mehring hat ja dann auch getan, was er uns ablehnte; in der Neuen Zeit erschien der Aufsatz — in gemilderter Form! — unter seiner Chiffre."

Die „gemilderte Form" wurde schon vor drei Jahren vorgeschützt, als der Redakteur Eisner befragt wurde, weshalb der Artikel als redaktionelle Kundgebung abgelehnt worden sei. Das Phantom ist in diesen drei Jahren aber um kein Atom reeller geworden. Und wäre es selbst mehr als ein Phantom, so wäre damit an der Sache nichts geändert. Denn der Widerstand gegen die redaktionelle Reproduktion des Artikels richtete sich nicht gegen seine ganz unverfängliche Form, sondern gegen seine Tendenz, der die Redakteure Eisner und Gradnauer ratlos gegenüberstanden. Deshalb sollte ich ihn unterzeichnen, was ich eben deshalb verweigerte. Ob er in der Neuen Zeit unter meiner Chiffre erschien oder nicht, war vollkommen gleichgültig, denn das wissenschaftliche Organ der Partei hat nicht dieselben redaktionellen Aufgaben, wie ihr Zentralorgan.

In klassischer Weise tritt jene Ratlosigkeit Eisners und Gradnauers darin hervor, daß sie erstens eine redaktionelle, gleichsam parteioffizielle Stellung zu bibelkritischen Anschauungen eines einzelnen Parteigenossen verweigern und zweitens mich eines „Privatinteresses" beschuldigen, weil ich damals von wegen meiner Beschäftigung mit der Heiligen Familie so zu sagen einen theologischen Sparren gehabt haben soll. Göhre hatte durch seinen theologischen Wirrwarr zwei große Volksversammlungen lebhaft erregt; von ihm selbst und von anderen waren sehr kunterbunte Anschauungen über den Programmsatz: Religion ist Privatsache laut geworden; über beide Versammlungen hatte der Vorwärts ausführliche Berichte gebracht, und wenn er je die prinzipielle Pflicht hatte, klärend einzugreifen, so in diesem Falle. Dann aber folgern Eisner und Gradnauer aus dem Titel der Heiligen Familie, daß sie theologische Probleme behandle. Diese von zwei poli-

tischen Redakteuren des Vorwärts vollbrachte Leistung wird den seligen Julian Schmidt noch im Jenseits über die furchtbaren Hiebe trösten, die er von Lassalle besah, weil er aus dem Titel des Schwabenspiegels geschlossen hatte, daß dies mittelalterliche Rechtsbuch ein Werk der schwäbischen Dichterschule sei. Bekanntlich verdankt die Heilige Familie ihren Titel einem passablen Einfall ihres Verlegers, den sich Marx und Engels gefallen ließen; wer auch nur ihr Inhaltsverzeichnis überflogen hat, ist davon unterrichtet, daß sie nicht theologische, sondern philosophische und zum Teil auch schon ökonomische Probleme erörtert. Diesmal schlägt Untreue schon auf dem Fuße die eigenen Herrn. Indem mich Eisner und Gradnauer eines „Privatinteresses" beschuldigen, verraten sie nur die wahre Quelle ihrer prinzipiellen Unsicherheit: ihre Unkenntnis der Parteigeschichte und der Parteiliteratur.

6. Wie der „Zwist mit Liebknecht" die Leitfanfare, so ist mein „fälliger Konflikt" mit Leuß die Schlußfanfare der Katzenmusik, die mir die Eisner und Gradnauer bringen. Ueber diesen Fall sind sie am ausführlichsten, obgleich sie selbst sagen, daß in meiner Darstellung „nicht gerade Falsches" sei. Aber sie haben „Eindrücke" davon. Durch die „Anordnung meiner Sätze" soll ich das „Mißverständnis" erwecken, als ob nun auch der Fall Leuß eine Sache des Revisionismus und des Radikalismus sei, was denn freilich geradezu als eine Verhöhnung der gegenwärtigen Parteidiskussion angesehen werden müßte. Diese „Verhöhnung" hat sich nun allerdings Edmund Fischer, für dessen Reden und Taten ich zu meinem Heil keine Verantwortung trage, in Dresden geleistet; ich aber habe sie vielmehr in „nicht gerade falscher Darstellung" abgetan. Allein „vollendeter Stilkünstler", der ich bin, werde ich doch von dem Mißgeschick verfolgt, „falsche Eindrücke" zu erwecken, den Verdacht zu erregen, als ob — kurzum, als todesmutige Männer werfen mir Eisner und Gradnauer, wie sie stolz sagen, „die ganze Wahrheit" entgegen, und hier ist sie:

„Die Mitarbeit Leuß' und die Fortsetzung dieser Mitarbeit im Vorwärts ist im wesentlichen der Einwirkung Mehrings zuzuschreiben, der mit einer Wärme, die uns äußerst sympathisch war, sich seines Schützlings auch dann noch annahm, als von Partei wegen Bedenken gegen diese Mitarbeit geäußert wurden. Aus Mehrings Rechtfertigung könnte man leicht herauslesen, daß zwar die Neue Zeit parteigenössisch genug gewesen sei, Leuß ihre Spalten zu schließen, daß aber Vorwärts, Sächsische Arbeiterzeitung und Münchner Post weniger skrupellos verfahren seien. In Wirklichkeit hatte die Neue Zeit gar keine Möglichkeit mehr, die Arbeiten von Hans Leuß zu veröffentlichen, weil schon am 23. November 1899 von der Fraktion die Redaktion der Neuen Zeit ersucht worden war, diese Mitarbeiterschaft zu sistieren. Der Grund lag darin, daß die Artikel mit Namen unterzeichnet waren. Am 12. Dezember 1900 beschäftigte sich die Fraktion abermals mit der Frage und kam zu dem Beschluß, es liege nicht im Interesse der Partei, daß Leuß unter seinem Namen für die Partei literarisch tätig sei, sonst eine verantwortliche Stellung bekleide oder gegen ein Pauschale als Mitarbeiter fest angestellt werde. Dieser Beschluß gab den Redaktionen die Möglichkeit, Leuß auch weiter als stillen Mitarbeiter zu beschäftigen. Am Abend dieser Fraktionssitzung waren wir, Mehring und Leuß zusammen. Genosse Mehring verwandte sich inständig für die fernere Beschäftigung des Schriftstellers, und wir sagten es ihm zu, soweit die zuständigen Instanzen damit einverstanden waren. Etwa dreiviertel Jahre später kam es zwischen Leuß und Mehring zu dem fälligen Konflikt, und nun schrieb uns Genosse Mehring — im November 1901 — er habe vor Jahr und Tag uns gegenüber eine gewisse Garantie für Herrn Leuß übernommen, er müsse nunmehr diese Garantie zurücknehmen. In einem folgenden Briefe schilderte er dann die Verhältnisse seines Freundes bis in die Einzelheiten. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Mehring unser Verhältnis zu Leuß so klar dargestellt hätte, daß keine irrige Vorstellung entstehen kann. Hans Leuß' Mitarbeit am Vorwärts war ausschließlich das Werk Mehrings."

Kein Mensch, der noch über seine fünf Sinne gebietet und nicht jede Achtung vor der Wahrheit verloren hat, kann aus meiner Darstellung herauslesen, daß die Neue Zeit im Falle Leuß parteigenössischer gehandelt habe, als der Vorwärts und andere Parteiblätter. Gegenüber der unwahren Verdächtigung Fischers, als ob Leuß, weil er wahrscheinlich nicht revisionistisch schriebe, von der Neuen Zeit gefördert worden sei, habe ich festgestellt, daß Leuß seit dem Fraktionsbeschluß für die Neue

Zeit überhaupt nicht mehr, wohl aber für andere Parteiblätter von keineswegs ausgeprägt marxistischer Tendenz geschrieben habe. Aber, sagen Eisner und Gradnauer, seit dem 23. November 1899 durfte die Neue Zeit überhaupt keine Arbeiten von Leuß veröffentlichen. Nun hat Leuß im ganzen drei Artikel für die Neue Zeit geschrieben, alle unter seinem Namen; davon fällt einer, ein kurzes, noch nicht dritthalb Seiten umfassendes Referat über einen Vortrag des Strafrechtslehrers v. Liszt vor den 23. November, die beiden andern aber, die zusammen auf 14 bis 15 Seiten über die Disziplin in Strafanstalten handeln, hinter den 23. November 1899; man findet sie in den beiden letzten Heften vom März 1900. Die ganze Wahrheit in der Tat!

Am Abend des 12. Dezember 1900 waren nicht nur „wir, Mehring und Leuß zusammen", sondern es war noch ein Fünfter dabei, dessen Namen Eisner und Gradnauer aus guten oder vielmehr schlechten Gründen verschweigen. Südekum hatte dem Leuß in der Sächsischen Arbeiterzeitung, woran ich ganz unschuldig war, einen so weiten Spielraum gewährt, daß dadurch das Mißfallen der Preßkommission erregt wurde, die sich diese Mitarbeit dann überhaupt verbat. Darin sah Südekum einen Eingriff in seine redaktionellen Rechte und reichte seine Kündigung ein. So kam die Sache vor die Reichstagsfraktion, die am 12. Dezember 1900 darüber beschloß. Gegen Abend dieses Tages besuchte mich Leuß, teilte mir mit, daß er mit Südekum ein Stelldichein irgendwo Unter den Linden — diesmal wars aber nicht bei Hiller — verabredet habe und legte mir nahe, mitzukommen. Da mich die Sache interessierte, ging ich auch mit. Südekum seinerseits kam mit Gradnauer aus dem Reichstage und Gradnauer telephonierte an den Vorwärts, Eisner möge nach Schluß der Redaktion gleichfalls kommen, was denn auch geschah.

Natürlich sprachen wir über den Beschluß der Fraktion. Seinem Sinne nach war er zu Gunsten der Dresdner Preßkommission ausgefallen und Südekum mußte nun gehen, während für Leuß eine Lage geschaffen war, worin er nach meiner Auffassung sich selbst beraten mußte. Ob er unter den von der Fraktion beschlossenen Bedingungen noch an der Parteipresse mitarbeiten konnte oder wollte, darüber durfte ihn nach meiner Empfindung kein Dritter beraten. Er selbst nahm, soviel ich sehen konnte, die Sache vollkommen gefaßt, während Südekum seine Unzufriedenheit offen äußerte. Als wir dann in ein anderes Lokal übersiedelten — aber wieder nicht nach Hiller — ging ich mit Gradnauer, ich weiß nicht mehr, ob vor oder hinter den andern, und diesen Anlaß benutzte der Reichstagsabgeordnete für Dresden, mir zu sagen: Wir können in Dresden keinen Redaktionskrach gebrauchen; wirken Sie auf Leuß ein, daß er freiwillig resigniert, damit Südekum bleiben kann; es versteht sich, daß wir dann auch alles daran setzen müssen, Leuß durchzuhelfen. Ob mir diese Diplomatie gefiel oder nicht, darf ich heute nicht sagen, da ich es damals auch nicht gesagt habe; geantwortet aber habe ich: So weit ich Leuß kenne, wird er schon von selbst resignieren, sobald er merkt, daß Südekum bleiben will, und das wird er längst gemerkt haben, aber darin haben Sie gewiß recht: soll die Sache so gedeichselt werden, wie Sie wollen, so darf Leuß unter keinen Umständen unter die Räder kommen. Daraufhin wurde dann beschlossen, daß Gradnauer und Eisner den Leuß nach Möglichkeit am Vorwärts beschäftigen und zugleich in Hamburg um Beschäftigung für ihn anfragen wollten, während ich übernahm, eine gleiche Anfrage nach Leipzig zu richten.

So verlief der Abend des 12. Dezember 1900. Das wissen Eisner und Gradnauer sehr genau, aber wider ihr besseres Wissen behaupten sie, ich hätte mich „inständig" für d e Mitarbeit von Leuß am Vorwärts verwandt und diese Mitarbeit sei „ausschließlich" mein Werk. Sie entstellen absichtlich die Wahrheit, um den „fälligen Konflikt" konstruieren und die elende Verdächtigung los werden zu können, daß ich aus persönlichen Sympathien oder Antipathien Parteifragen destilliere. Aber weiter!

Unsere gemeinsame Absicht, dem Leuß eine noch so bescheidene Existenz im Rahmen des Fraktionsbeschlusses vom 12. Dezember zu suchen, ließ sich nicht durchführen. Aus Hamburg und Leipzig kam die übereinstimmende Antwort, man würde keinen Anstand nehmen, Leuß zu beschäftigen, aber es fehle jeder Spielraum für einen neuen Mitarbeiter. So sah sich Leuß nach neuen Erwerbsquellen um und richtete sein Leben anders ein, beides in einer Weise, die nach meiner damaligen und auch nach meiner heutigen Auffassung mit seiner Mitarbeit an der Parteipresse nicht verträglich war, mochte sie nach bürgerlichen Begriffen noch so erlaubt oder unanfechtbar sein. Ich habe darüber wiederholt eingehend mit Leuß gesprochen,

und aus diesen peinlichen Verhandlungen entstanden dann, wie immer in solchen Fällen, auch persönliche Verstimmungen; ich konnte von meiner Auffassung nicht abgehen, während Leuß sich darauf berief, daß er Verpflichtungen gegen Dritte habe, die ihn zwängen, sich unter allen Umständen eine sichere Existenz zu schaffen, die er als Mitarbeiter der Parteipresse unter dem materiellen und moralischen Drucke des Fraktionsbeschlusses vom 12. Dezember 1900 nicht gewinnen könne. So stellte er im Juli 1902 seine Besuche bei mir ein. Damit verlor ich jede Kontrolle über sein Tun und Lassen, und da er in der Partei als mein „Schützling" galt, bis zu einem gewissen Grade es auch war, so wäre es vielleicht damals schon meine Pflicht gewesen, überall, wo ich annehmen durfte, daß ich für seine Tätigkeit an der Parteipresse mitverantwortlich sei, diese Verantwortlichkeit abzulehnen. Indessen glaubte ich, die Dinge an mich herankommen lassen zu dürfen, in der Voraussetzung, daß Leuß auf seinen neuen Wegen ohnehin die Mitarbeit an der Parteipresse aufgeben würde, wie ich denn auch im Vorwärts seine Feder nicht mehr erkennen konnte.

Diese Voraussetzung erwies sich ein Vierteljahr später aber als ein Irrtum. Ich erfuhr zufällig, daß Leuß noch an der Parteipresse mitarbeite und zwar unter Umständen, die es mir zur unabweisbaren Pflicht machten, mich davon loszusagen. Diese Umstände sind den Redakteuren Eisner und Gradnauer wohl bekannt; beide wissen, daß es keine persönliche Laune, sondern eine triftige Ursache war, die mich zwang, im November 1901 an sie zu schreiben: Sollte Leuß noch am Vorwärts mitarbeiten, so kann ich die Garantie, die ich etwa für ihn übernommen habe, nicht mehr übernehmen; meine Gründe können Sie erfahren, wenn Sie danach verlangen. Darauf antwortete Gradnauer, zugleich im Namen Eisners, sie bäten um Mitteilung meiner Gründe, denn wenn Leuß auch lange nichts eingesandt habe, so bestehe seine Mitarbeit am Vorwärts als solche fort. So habe ich ihnen die erbetene Auskunft gegeben, die sich selbstverständlich auf die persönlichen Verhältnisse des Leuß beziehen mußte. Wenn Eisner und Gradnauer nun aber diese vertrauliche Auskunft, die sie als Redakteure des Vorwärts von mir erbeten hatten, an die große Glocke hängen, mit den höhnisch entstellenden Worten: „In einem folgenden Briefe schilderte er dann die persönlichen Verhältnisse seines Freundes bis in die Einzelheiten," so ist das eine so schwere Verletzung des Redaktionsgeheimnisses, eine so bewußte Verletzung der jeder Redaktion obliegenden Ehrenpflichten, wie sie in der Arbeiterpresse noch niemals und selbst nicht einmal in der anständigen bürgerlichen Presse bisher vorgekommen sind.

Damit wäre ich am Schlusse. Es war eine unerfreuliche Aufgabe, dies Musterbeispiel einer Literatenhetze kritisch zu zerlegen, und zum zweitenmal tue ich es sicherlich nicht wieder, so sehr ich überzeugt bin, daß die Eisner und Gradnauer noch großartigerer Leistungen in diesem Fache fähig sind. Aber es war deshalb nicht weniger eine notwendige Aufgabe. Es muß endlich einmal gezeigt werden, wohin eine gewisse Literatenwirtschaft innerhalb der Partei führt. Sicherlich: ich bin auch ein Literat und habe als Literat gesündigt, aber heute büße ich nicht mehr für diese Sünden, die ein paar Jahrzehnte zurückliegen, sondern ich büße gerade dafür, daß ich die Schwächen des Literatentums in jahrzehntelangen Kämpfen überwunden habe und heut in Reih' und Glied des proletarischen Emanzipationskampfes streite, in jenem revolutionären Geiste, den die Arbeiter durch die tägliche Erfahrung der kapitalistischen Produktionsweise und wir andern durch die wissenschaftliche Forschung gewinnen.

In der kapitalistischen Gesellschaft ist es ein unverbrüchliches Gesetz, daß der einzelne der Cliquenhetze unterliegt. Nun soll sich zum erstenmal zeigen, ob dies Gesetz auch innerhalb der sozialdemokratischen Partei gilt. Ich habe darüber nichts anderes zu sagen, als was ich schon in der ersten Auflage dieser Schrift gesagt habe; siegt die Literatenhetze, so wird die Partei darunter viel schwerer zu leiden haben, als ich.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 752 268 3

Im Verlage der **Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft** ist ferner erschienen:

Die Gründung der Deutschen Sozialdemokratie

Eine Festschrift der Leipziger Arbeiter zum 23. Mai 1903.

Preis 40 Pfg.

Ratgeber für Arbeiter

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen aus den Arbeiterversicherungsgesetzen und der bürgerlichen Gesetzgebung. Im Anhang: Programm der sozialdemokratischen Partei und das Wahlgesetz für den deutschen Reichstag. Leipzig 1903. **Preis gebunden 1.25 Mk.**

Zur Wahlrechtsbewegung in Sachsen

Ein Aufruf an das sächsische Volk zum Kampf um sein Recht zur Erringung des allgemeinen gleichen geheimen und direkten Wahlrechts von **Richard Illge.**

Preis 20 Pfg.

Konsumgenossenschaften und Mittelstandspolitiker

Amtliche Denkschrift der sächsischen Regierung über die Besteuerung der Grossbetriebe im Kleinhandel und die Verhandlung im sächsischen Landtag am 19. März 1902. Mit einer Einleitung und einem Schlusswort.

Preis 25 Pfg.

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SAN DIEGO
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Rosa Luxemburg

Sozialreform oder Revolution?

Mit einem Anhang: **Miliz und Militarismus.**

Preis 30 Pfg.

Dr. Hermann Mehner

Heizungstechnik gegen Kohlennot

Preis 25 Pfg.

Im Kommissionsverlag:

Dr. Hermann Duncker

Das mittelalterliche Dorfgewerbe

Preis 2 Mk.

Heinrich Wolgast

Schöne alte Kinderreime
für Mütter und Kinder

Preis 15 Pfg.

Anfang November erscheinen in unserem Verlage:

Karl Ewalds
Ausgewählte Märchen

Neue verbesserte Ausgabe. 16 Bg. Oktav.

Preis eleg. geb. 1.50 Mk.